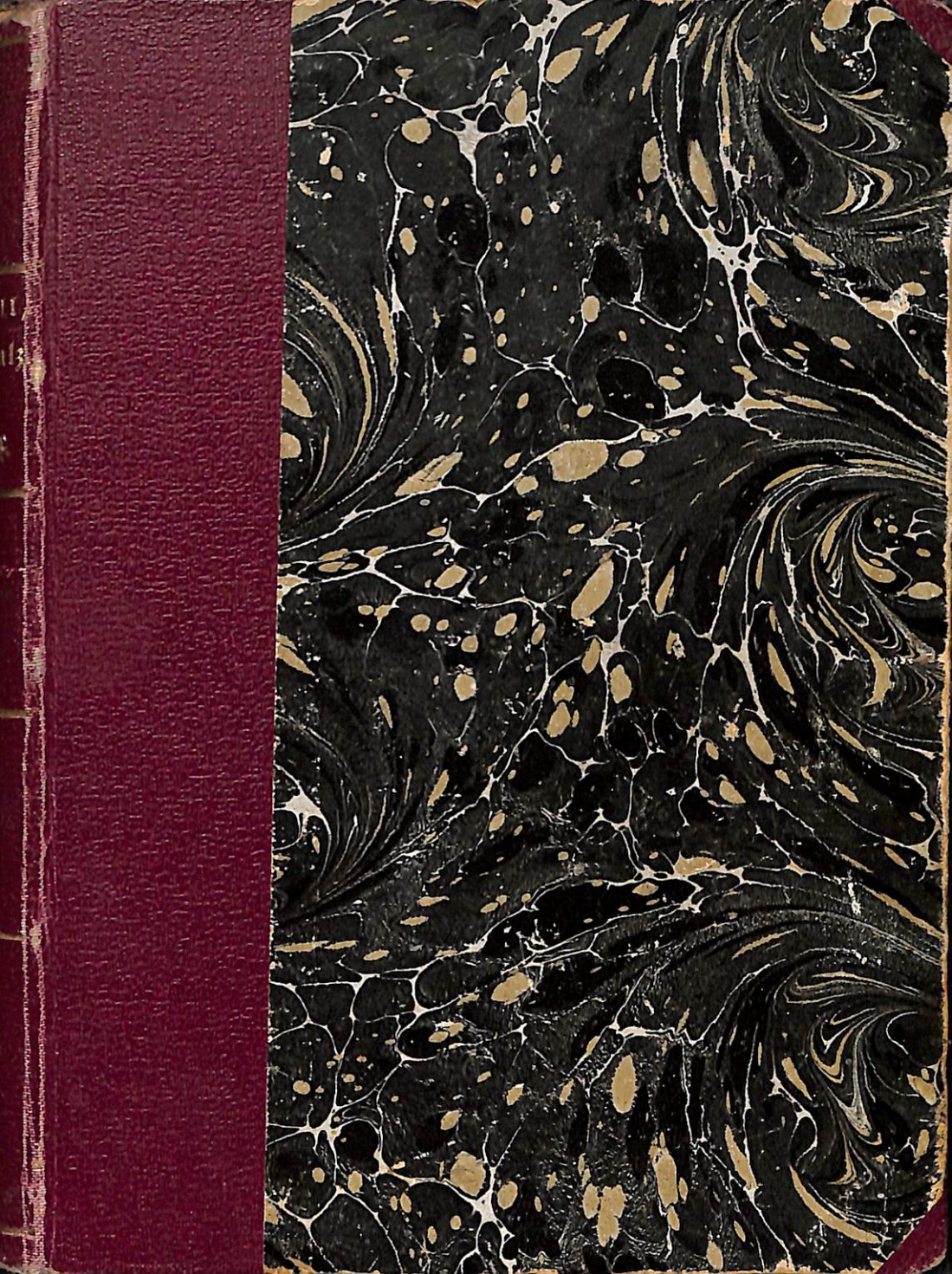

109958A

F. W. Voorthuis

Das

Salz der Erde.

Erzählung

von

Ernst Schrill
(Pastor S. Keller.)

Leipzig.
Verlag von E. Ungleich.
1895.

Erstes Kapitel.

Es war Sonntagnachmittag, und glühende Hitze lag über der weiten Steppe. Die Bläue des Himmels schien selbst unter der Hitze gelitten zu haben, denn sie war in dumpfes Bleigrau übergegangen; die Gräser neigten sich welk und müde zur Erde, als ahnten sie, daß bald für sie das Sterben käme. Nichts regte sich, nur dort am Rande des Kornfeldes saß eine Steppmaus und blinzelte mit den muntern Äuglein herüber, als wollte sie sich überzeugen, daß von den Menschen, die hier hinter dem Dorfe im Schatten eines mächtigen Strohhaufens saßen, keine Gefahr drohe.

Da war aber wirklich nichts zu befürchten, denn die Zwei schienen sich trotz der lähmenden Hitze angeregt zu unterhalten und um keine Steppmaus in der Welt zu kümmern.

Ein älterer Bauer, die kurze Pfeife im Munde, saß mit unterschlagenen Beinen auf dem Boden, den Rücken am Strohhaufen angelehnt und schien in gelindem Ärger mit dem jungen Burschen zu reden, der ein paar Schritte von ihm rittlings auf einer steinernen Dreschwalze saß.

„Jetzt will ich es aber wissen," sagte der alte Russe in heftigem Tone, „was dein Geheimnis ist, Jegor!"

„Geheimnis, wieso?" fragte der Jüngere teilnamlos.

„Ja," hob der Alte an, „du warst der munterste Bursche im Dorf, hast tanzen können und zur Balalaika singen können, wie kaum ein anderer, und die Mädel guckten sich die Augen nach dir aus. Und jetzt bist du mit einemmal wie verstört. Hätte man das gewußt, wahrhaftig, ich hätte dir nicht zugeraten, in die Krim zu den deutschen Kolonisten zu gehen. Diese Unchristen, die kein Heiligenbild im Hause haben, müssen es dir wohl angethan haben. Oder hast du dich in eins ihrer Mädchen verliebt und die will jetzt nichts von dir, dem Russen, wissen? Sprich dich jetzt einmal offen aus; ich will doch wissen, was das mit dir ist."

„Es ist nichts, Onkel," antwortete der Jüngere mit einem traurigen Gesichtsausdruck, „oder ich will lieber sagen, es ist was, aber ich kann es nur nicht sagen, was es ist. Weshalb haben die Vögel es so an sich, die Lerche und die Amsel, daß sie im Herbst nach Süden ziehen? Sie wissen nicht warum, aber sie müssen, und wenn man sie nicht

läßt, dann müssen sie sterben. Und sieh, so ist mir auch zu Mute. Ich habe es wie ein Heimweh, nur habe ich keine Heimat, wohin ich gehen könnte."

Verwundert nahm der Alte die Pfeife aus dem Munde und meinte kurz:

„Das kann ich nicht begreifen. Du hast eine Heimat; seit Vater und Mutter dir gestorben sind, habe ich dich auferzogen als mein eigen Kind, und du weißt doch, daß mein Hof auf dich verschrieben wird, wenn ich sterbe. Und nun kommst du und sagst, du hättest keine Heimat! Sprich dich ordentlich aus, sonst mußt du mit mir in die Stadt fahren zum Doktor, oder ich spreche mit dem Popen; vielleicht bist du behext, und er muß es dir austreiben und besprengt dich mit Weihwasser und segnet dich mit dem heiligen Kreuz."

Eine Falte auf der Stirn des Jüngeren wurde tiefer bei diesen Worten des Onkels und der Blick seiner Augen düsterer, als er antwortete:

„Du drängst mich schon lange, und wenn ich es sage, was es ist, so wird es doch noch zu früh sein. Doch ich wills sagen. Früher war ich zufrieden mit unserm Leben und Treiben und wollte es nicht besser. Wenn ich morgens auf unserm Bläß hinausritt zur Arbeit oder daheim etwas ausbesserte, einen Wagen oder Pflug, da habe ich an die Mischa oder Mascha gedacht, mit der ich das nächste Mal am Feiertage tanzen wollte, oder ich dachte daran, wie ich

eine Kleinigkeit dir abbetrügen könne, damit ich was hätte zum Schnaps."

Der Alte schmunzelte behaglich bei diesen Worten.

„Doch jetzt ist das anders, mir ist das Auge jetzt geöffnet für unser Elend. Bei uns im Dorf spricht man von allen andern als von Unchristen. Ich habe es jetzt eingesehen, daß wir keine Christen sind, daß unser Leben jammervoll und eine Schande ist. Und wer soll uns helfen? Es sind ja alle so zufrieden mit sich selbst, und niemand fühlt es, was uns fehlt. Am Werktag wird gearbeitet und das schlechter als bei den Deutschen: alles, pflügen, Bäumepflanzen, Handwerk, alles ist bei uns schlechter, es wird nur obenhin gemacht, und dann ist es fertig. Ob die Furche gerade ist oder nicht, wer schilt darüber? Ob zwischen zwei Furchen zwei Handbreit festes Land stehen bleibt und hart wird, so daß nichts darauf wachsen kann, wen kümmert es was? Daß die Raine zwischen den Feldern breiter werden bei dem einen, daß ein vierspänniger Wagen darauf fahren kann, wer klagt darüber? Was macht sich einer daraus, daß ein andermal sein habsüchtiger Nachbar ihm den Rain wegpflügt? Kein Hahn kräht danach, daß unsere Pferde nicht geputzt werden, sondern Kletten und Distelköpfe Monate lang in Mähne und Schweif tragen; daß ihnen die alten Haare nicht durch gutes Futter und gutes Striegeln gleichmäßig und schnell herunter gehen, wer macht sich was daraus? Wie schmutzig scheint es mir

jetzt im Dorf, wie häßlich in den niedrigen Hütten! Onkel, wenn Ihr dagewesen wäret bei den deutschen Bauern, wo ich war, — fluchen würdet Ihr darüber, daß man Euch nichts anderes gelehrt hat von Jugend auf. Da sind selbst ärmere Bauern darauf aus sich reine, ordentliche Häuser zu bauen, mit Fenstern so groß, als unserm Popen seine. Da ist in dem ganzen Dorf kein Haus ohne einen Schornstein. Kein Hund schläft dort auf dem Ofen oder auf der Holzbank wie wir, sondern jeder Mensch hat ein Bett, und wie rein wird das gehalten! Zum Essen kann man sich alle Tage setzen, wie bei uns an hohen Feiertagen oder bei der Hochzeit; es ist alles gekocht, daß man die Finger danach lecken möchte. Pferde habe ich gesehen bei dem letzten Bauer so gut und so stark, so rein gestriegelt, wie man sie in unserer elenden Kreisstadt kaum zu sehen kriegt. Sogar die Kühe striegeln sie, und bei manchen habe ich gesehen, daß der Stall so sauber war, wie unsere Stube, wenn die Tante sie mal wieder zu Ostern gereinigt hat. Und was das beste ist, es ist keine Schenke im Dorf, kein Mensch ist betrunken, und da schlägt auch keiner die Frau, daß sie schreiend aus dem Hause läuft, wie bei uns. Da liegen die Kinder nicht mit den Ferkeln in den Pfützen der Straße, sondern sind ordentlich gekleidet und gehen in die Schule. Sieben-, achtjährige Knaben können besser lesen und schreiben als Ihr, und wenn sie erst zwölf Jahre alt sind, dann lesen sie auch russisch alles Geschriebene von

der Polizei und sonst, und du weißt doch, daß bei uns außer dem Popen und dem Psalmensänger keiner Geschriebenes lesen kann. Und die Hauptsache kommt noch. Die Leute sind freundlich und höflich, da darf keiner seinen Knecht schlagen oder schimpfen; man hört kein lautes Wort auf der Gasse. Sie lesen selbst die Bibel und beten zu Gott ohne Popen. Und wie ich dort im Hause bei einem solchen Manne gearbeitet habe, das kann ich dir nicht sagen. Da kriegt man Lust zur Arbeit und wird froh, daß man lebt, und ganz andere Gedanken sind mir ins Herz gekommen, als je zuvor. Und wie ich nun wieder heimkomme, da war bei uns im Dorf der Kirchweihtag. Es war so kurz vor Sonnenuntergang. Da war fast alles betrunken; du, Onkel, hast mit dem einäugigen Petruscha auf einer umgestülpten Schiebkarre vor dem Krug gesessen und warest so betrunken, daß du mich nicht erkanntest, als ich ankam. Und die Tante saß mit der Frau des Popen bei dem Müller vor dem Haus und war auch betrunken, und ihr Streiten und Keifen war das erste, was ich von den Meinigen wiedersah, und im ganzen Dorf gab es Schlägerei und Lärmen. Ich habe nur einen nüchtern gesehen, das war der jüdische Schenker, der lachte wie ein Teufel und zeichnete mit Kreide die Rechnung für Euer Trinken auf das große Brett neben dem Schenktisch. Da bin ich auf dem Fuß umgedreht, ging aus dem Dorf hinaus bis dahin, wo der Bach seine Biegung macht, habe mich unter die alten Weiden gesetzt und habe geweint wie ein Kind."

Bei den letzten Worten zitterte des Jünglings Stimme und er schien den Thränen nahe zu sein.

Der alte Bauer schwieg eine ganze Weile; es zuckte ihm im Gesicht, und er machte einen verlegenen Eindruck, als wisse er nicht, was er sagen sollte. Endlich räusperte er sich und meinte:

„Jegor, wir sind sündige Menschen," andächtig schlug er ein Kreuz, „aber schlecht sind wir nicht. Wir sind ungebildet; wer hat uns was gelehrt? Wir wissen es nicht anders. Aber unser Volk ist nicht schlecht. Hast du am andern Morgen nicht gesehen, wie die Leute in den Frühgottesdienst gegangen sind und dem heiligen Elias oder der gebenedeiten Gottesmutter Lichter gestellt haben? Wie sie knieten und beteten?"

„Das ist es eben," rief der Jüngere eifrig, „das ist der Betrug, damit wir uns selbst betrügen, und daher kommen wir nicht weiter. Man vertrinkt den Lohn seiner Arbeit, der Jude wird reich, und wir werden arm. Vor sechs Jahren kam dieser Jude in das Dorf, und da hatte er zwei gemietete Wagen; auf dem ersten saß sein Weib in Lumpen mit drei Kindern in Lumpen, und auf dem zweiten Wagen lag ein Faß mit Schnaps. Jetzt, das wirst du doch wohl wissen, ist er der reichste Mann im Dorf und das in sechs Jahren. Was hast du mit deinem Land, deinen zwei Ochsen und zwei Pferden in diesen sechs

Jahren dir eigentlich verdient, oder um wie viel bist du reicher geworden?“

Der Alte nickte trübselig, ohne zu antworten.

Nun fuhr der Jüngere fort:

„Und da meint man, wenn man nachher zur Kirche geht und kauft ein Wachslicht zu zehn Kopeken und hört des Popen Gesänge und Gebete an, dann wäre alles in Ordnung! Gott hat uns verstoßen; so kann er nicht zufrieden sein mit seinen Christen. Und wenn es bei uns so bleibt, dann bleibe ich nicht hier im Dorf. Lieber sterben als schlecht und gottlos leben.“

Nach einer Weile hob der Alte an!

„Aber Jegor, was sind denn das für Deutsche wo es alles so herrlich hergeht? Ich bin doch auch hier in der Nähe, weißt du, hinter Iwanowo, auf einer deutschen Kolonie gewesen, da ist doch nicht die Spur von solchem Leben, wie du sagst. Freilich, die Häuser sind etwas besser, als bei uns, und die Arbeit auch, und das Vieh auch. Aber saufen thun die Deutschen auch, und Schlägereien kommen bei ihnen auch vor. Die sind nicht viel besser als wir.“

„Das weiß ich nicht,“ gab Jegor zurück, „nur weiß ich, was ich gesehen habe. Es muß bei uns anders werden, und man hat mir dort gesagt, wie man es anders macht. Man muß Gottes Wort lesen und beten, und darnach sein Leben einrichten, dann wird es im ganzen Dorf anders.

Und darum bin ich die drei Wochen, die ich wieder hier bin so traurig. Ich wäre nicht gekommen, wenn du nicht durch den Popen hättest hinschreiben lassen, daß die Ernte hier besser zu sein scheine, als im vorigen Jahre, und daß ich zurückkommen soll, um zu Hause zu arbeiten. Und wenn du mir versprichst, daß ich gleich, nachdem unsere kleine Ernte abgemäht ist, wieder hingehen kann, dann will ich aufhören, traurig zu sein. Laß mich noch den Herbst und einen Winter dort bleiben, dann lerne ich die Arbeit besser und auch Gottes Wort besser, und wenn ich dann zurückkomme, soll es auch bei uns anders werden.“

Zweites Kapitel.

Mehr als ein Jahr war seit jenem Gespräch vergangen. Der graue, nasse Herbst war über die Steppe gekommen und die Arbeit im Freien hörte auf. Jetzt wußte der einfache, russische Bauer mit seiner Zeit nichts anzufangen. Die ärmeren und kräftigeren Leute gingen auf Verdienst in die Stadt, der eine als Tagelöhner, der andere mit seinem Fuhrwerk, um durch Lasten fahren etwas zu verdienen, und die übrigen hatten wenig zu thun. Die paar Kühe und Pferde waren leicht versorgt, im Hause gab es für die Männer fast nichts zu thun, denn die Wenigsten verstanden ein Handwerk. So blieb nichts übrig als die Schenke. Die meisten trafen sich schon vormittags einmal zu einem Schnaps in der Schenke, rauchten und plauderten ein Stündchen, und nur wenige blieben dann gleich den Tag über dort, die Meisten gingen zum Mittagessen nach

Hause und kamen mit einbrechender Dämmerung wieder dahin, um zu rauchen, zu trinken und zu plaudern.

Der jüdische Schenkwirt war der einzige Zeitungsempfänger außer dem Popen und konnte den Leuten Wunderdinge aus der Zeitung vorlügen. Das gab Stoff zum Reden und Urteilen, und man hatte immer wieder Grund, sich noch einen Schnaps zu bestellen, bis dann abends die Vernünftigeren noch halbwegs nüchtern nach Hause kamen, und andere erst gegen Mitternacht betrunken die Schenke verließen.

Jegor Nelidoff war anfangs Oktober aus der Krim heimgekehrt, hatte eine russische Bibel und einige andere russische Bücher mitgebracht und seinem Onkel das Versprechen abgenommen, daß er eine Woche lang nicht in die Schenke gehen wolle. Zu Hause Schnaps zu trinken, war aber nicht Mode, und so mußte der Alte sich plötzlich aus Liebe zu seinem Neffen und Erben dazu bequemen, nüchtern zu bleiben.

Dafür freute er sich an den paar hundert Rubeln, die der fleißige Neffe als Arbeitslohn bei den wohlhabenden Kolonisten in der Krim verdient hatte, und hatte nichts dagegen, daß derselbe für dieses Geld einige bessere Möbel aus der Stadt mitbrachte, dazu eine Petroleumlampe, eine Wanduhr und eine neue schöne Pfeife. Jetzt saß der Alte abends auf einem bequemen, gepolsterten Stuhl, der fast so fein aussah, wie der, den der Pope hatte, konnte aus seiner

neuen Pfeife rauchen und hörte dem Vorlesen und Erklären des Neffen zu.

Die Tante hatte zuerst über diese neumodische Wirtschaft gezetert und gespottet, als ihr aber Jegor in der Küche an die Hand ging, und sie einige Speisen zu bereiten lehrte, die er bei den Deutschen kennen gelernt hatte, war sie bald versöhnt. Auch sie saß nun Abends dabei und hörte zu.

Am zweiten Tage nach der Einführung dieser neuen Hausordnung erkundigten sich schon die Nachbarn, ob der alte Nelidoff krank sei, da man ihn nicht in der Schenke gesehen habe. Wie sie aber die veränderte Einrichtung der Stube erblickten und von dem Alten das Gebahren des Neffen rühmen hörten, war der eine und andere neugierig und fragte, ob er nicht auch am Abend kommen dürfe.

Das wurde gestattet, und am nächsten Abend saßen schon vier andere Bauern dabei.

Jegor mußte von dem Leben und Treiben der Krimer Kolonisten erzählen und las ein Stück aus dem neuen Testament vor und sprach dann darüber ein paar, die Hauptsache erklärende Worte. Es gab Rede und Gegenrede, und als die Bauern heimgingen, hatten sie das Gefühl, sich heute Abend auch ohne Schnaps königlich unterhalten zu haben. So kamen sie wieder, und so wuchs allmählich der Kreis, der sich an den langen Winterabenden hier zu versammeln pflegte.

Eines Abends, wie sie eine besonders ernste Stelle mit einander gelesen und besprochen hatten, schlug Jegor vor, sie wollten nun niederknieen und beten. Und als es geschah, betete er mit großer Rührung und Wärme zum erstenmal laut vor den Fremden. Die Bauern schluchzten, und manche warfen sich, wie es bei einigen Stellen des Gottesdienstes Gebrauch ist, mit der Stirn zur Erde nieder.

Am nächsten Abend waren auch einige Frauen gekommen, und die Stube war zum Ersticken voll. Wie das Gebet vorkam, schluchzten die Frauen laut, und man ging tief ergriffen heim.

Jetzt war die Sache zu groß geworden, als daß man hätte darüber schweigen können. Im ganzen Dorf redete man von nichts anderm, als von Jegor und seiner Bibel. Für und wider regte man sich auf und stritt über diese neumodische Erscheinung mit der ganzen Lebhaftigkeit des slavischen Naturells.

Nach einigen Tagen war auch etwas von dieser Sache in die Schenke gedrungen, denn der Jude merkte doch, daß ihm fünf oder sechs seiner früheren regelmäßigen Kunden fehlten.

Als er das Nötige herausgebracht hatte, erklärte er den Bauern mit wichtiger Miene, jetzt koste es ihm nur ein Wort, so werde Jegor verhaftet und nach Sibirien geschickt, denn er sei Stundist.

Darauf fragte ihn ein Bauer:

„Ich habe noch nie etwas davon gehört."

„Nun" sagte der Jude eifrig, „das sind Leute, die von Eurer christlichen Kirche abgefallen sind und die Bilder nicht verehren und dem Kaiser nicht mehr gehorchen wollen, und darum werden sie bestraft, gerade wie die Nihilisten und Studenten."

„Ist denn das etwas schlimmes," fragte ein anderer bedächtig, „daß der Jegor nicht mehr Schnaps trinkt, sondern fleißig und nüchtern ist und Gottes Wort liest, was doch das Väterchen, der Pope, auch immer thut?"

„Dummheit," unterbrach ihn ein anderer, „der Pope trinkt und zwar wie ein Mann. Auf der Hochzeit meines Ältesten da hat er am Abend eine ganze Schnapsflasche allein ausgetrunken, und man sah nur an seiner roten Glatze, daß er etwas zuviel hatte, sonst machte ihm das nichts."

„Ja," rief ein anderer dazwischen, „wie kann das ein echter Russe sein, der keinen Schnaps mehr trinkt, und wie kommt solch ein Bauer dazu, daß er anfängt, Bücher zu lesen. Mir kommt die Sache auch verdächtig vor. Was soll das unnütze Streiten? Gehe einer von Euch nur zum Popen und stelle ihm die Sache vor. Makari, du bist ja fast Nachbar vom Popen, gehe mal morgen hin und erzähle ihm alles, dann werdet Ihr schon sehen, was es giebt."

„Nein," sagte Makari, „ich kann nicht gut zu ihm gehen, ich bin ihm noch etwas schuldig; ich mußte ihm bei

der Beerdigung meiner kleinen Olga versprechen, weil ich kein Geld hatte, ein junges Schwein zu bringen, das er bis zum nächsten Jahre mästen könnte, aber meine Frau wollte sich von dem einzigen Schwein nicht trennen, und so möchte ich ihm nicht unter die Augen kommen."

Die Bauern lachten, und einer meinte:

„Das wird dir wenig helfen, bezahlen mußt du ihm doch, früher giebt es keine Ruhe."

Doch da erbot sich der Kirchenälteste Fedor Wassiljew, erst an einem Abend bei Jegor die Sache zu untersuchen und dann das ganze geheimnisvolle Treiben dem Popen mitzuteilen.

Drittes Kapitel.

Am nächsten Abend las Jegor das Gleichnis vom barmherzigen Samariter vor und sprach dann in ganz einfacher Weise etwas darüber, wie wir alle verlorene und unter die Mörder gefallene Leute seien, und nur des Heilandes Hülfe uns erlösen könne. Er sei der barmherzige Samariter, der dazu gekommen ist, sich unser anzunehmen.

Soweit war alles gut, dann aber räusperte sich Fedor Wassiljew, der Kirchenälteste, und meinte:

„Jetzt muß ich doch auch etwas sprechen. Sage einmal, Jegor, wo hast du denn alle diese Weisheit her?"

„Aus Gottes Wort," war die Antwort. „Ich habe zuerst wirklich geglaubt an Jesu Gnade, und dann bekam ich Lust, mehr von seinem Wort zu wissen, als die paar Evangelien, die der Pope vom Altar her verliest, und wo man oft gar nicht verstehen kann, wovon die Rede ist. Es

ist doch nicht recht, daß alle andern Stücke vom Wort Gottes uns nirgends gesagt werden."

Fedor Wassiljew runzelte die Stirn.

„Seit wann untersteht sich ein einfacher Muschik, darüber auch nur zu denken, ob etwas recht ist oder unrecht, was unsere heilige Kirche uns vorschreibt?"

„Fedor hat Recht!" rief ein alter Bauer, „es ist eine Sünde, daß so ein junger Mensch anfängt, klüger sein zu wollen, als unser Väterchen, der Pope."

„Still!" rief ein anderer, „laß doch Jegor antworten."

Jegor legte seine Hand auf die Bibel und fragte:

„Ist das Gottes Wort?"

„Gewiß!" bekräftigte man von allen Seiten.

„Kann Gottes Wort uns schädlich sein?" fragte er weiter.

Zögernd erfolgte ein „nein."

„Hat Gott irgend wo gesagt: Kinder, lest nicht alles in meinem Buch?"

„Nein!"

„Dann möchte ich gerne wissen, warum man uns neun und neunzig Prozent verweigert. Schulen haben wir in unserm Dorf nicht, und in den Schulen, wie sie in den größeren Dörfern sind, lernen die Kinder wieder fast nichts mehr von der Bibel, als nur die Sonntagsevangelien. Wenn Gott das Alles für uns offenbart hat, was in seinem Buche steht, dann lag es doch in seiner Macht, uns nur

jenen Teil zu geben, den man uns auch in der Kirche vorlieſt. Gottes Wort ſoll ein jeder kennen, denn wie kann ich einmal vor Gottes Gericht kommen und dort ſagen: „verzeihe, ich habe Dein Wort nicht gekannt, ich habe das undeutliche Leſen in der Kirche, wo es ſo ſchnell als möglich geht, nicht verſtanden; kein Menſch hat es mir erklärt, verzeih mir, wenn ich alſo nicht ſo geworden bin, wie Du mich haben willſt?“ Das ſieht doch jeder ein, das geht nicht. Wenn der Kaiſer einen Brief ſchreibt und etwas befohlen würde für den Krieg oder über die Steuern oder ſonſt etwas, dann muß die Landpolizei uns alles vorleſen und iſt noch verpflichtet, uns alles pünktlich zu erklären. Und hier iſt die Botſchaft Gottes zu unſerer Seligkeit, wonach wir am jüngſten Tag gerichtet werden ſollen, und da ſollen wir nicht alles wiſſen?“

„Jegor hat Recht“ ſchrie ein junger Bauer und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Still!“ gebot der Kirchenälteſte, „ich will dich einfach ſo fragen: erlaubt die Kirche das, was du thuſt?“

Jegor antwortete feſt:

„Verboten hat ſie es nicht; wenigſtens habe ich niemals von ſolch einem Verbot gehört. Aber wenn ſie es verbieten würde, dürfte ich doch nicht gehorchen, denn es ſteht in Gottes Wort geſchrieben: man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“

Nach einer kleinen Pauſe ſagte Jegors Onkel:

„Leute, laßt mich mal reden. Ihr kennt mich doch ſeit vielen Jahren, und ich habe in der Dorfverſammlung immer einen guten Platz gefunden für meinen Rat. Ich war auch früher ebenſo blind wie ihr alle und dachte nicht daran, daß mir etwas fehlen könnte. Ich meinte, wenn ich auch einmal betrunken war oder beim Handel jemand etwas betrog, ſo ſchade das alles nichts, denn wenn es zum Sterben käme, ſo würde ich von dem Popen mit allem ausgeſtattet, daß ich doch ſelig werde. Da hat Jegor zuerſt blos vorgeleſen, was der liebe Gott ſelbſt ſagt in ſeinem heiligen Wort, und da bin ich erſchrocken bis ins Herz und habe eingeſehen, daß ich nichts tauge, daß ich gänzlich verloren wäre. Und dann hörte ich das Evangelium, daß Jeſus für uns Sünder gekommen iſt, und man nur braucht an ihn zu glauben. Und das war mir etwas ganz neues, wie meine alten Ohren es noch nie gehört hatten, und wie ich das erſt glaubte, da wurde ich ganz ruhig und glücklich. Seither trinke ich keinen Schnaps mehr, und meine Frau ſoll ſagen, ob ich ihr ſeither auch nur ein böſes Wort gegeben habe, oder ob wir nicht ſeither mit einander leben ſo friedlich und freundlich, wie im Paradieſe.

„Ja, ja,“ ſchluchzte ſeine Frau unter Thränen.

„Nun ſeht,“ meinte der Alte, „wenn ich ein krankes Pferd habe, und der Feldſcher giebt mir eine Medizin zum drauffchmieren, und alle andern ſagen, das tauge nichts, und ich habe doch damit mein Pferd kuriert, dann frage ich

nach den andern nichts, dann weiß ich, was gut ist und kann nur jedem raten, das Mittel zu gebrauchen. So ist es auch mit diesem Gottes-Wort. Hört es und glaubt es und fangt dann an, zu leben, wie das Gottes Wort sagt, dann werdet Ihr alle nicht nur zufrieden sein in Euren Häusern und glücklich, nein, dann wird auch der jüdische Schenker, der Unmensch und Seelenräuber, bankerott werden. Und Gott im Himmel wird sich über unser Dorf freuen, daß wir wirkliche Christen geworden sind."

Als er schwieg, riefen manche ihm Beifall zu, andere schwiegen oder murmelten etwas in den Bart; nur der Kirchenälteste nahm es sich heraus, dennoch zu erwidern:

„Leute, die Sache ist viel schlimmer, als Ihr denkt. Setzen wir den Fall, Jegor und sein Onkel haben eine falsche Lehre, und das möchte ich fast behaupten, denn sonst, wenn sie allein Recht haben, hätten der Pope und wir alle Unrecht, und wir alle würden ja dann nach ihrer Lehre verloren gehen müssen, und das kann doch keiner glauben, — also, sage ich, setzen wir den Fall, sie haben Unrecht, dann dürfen wir nicht ihnen nach in die Grube gehen, wo wir uns und unsere Kinder von der Kirche abreißen, Abtrünnige und Unchristen werden. Setzen wir aber den Fall, sie haben Recht, dann muß doch zuerst unser Zar-Väterchen im ganzen Reich befehlen, daß man solchen Glauben annimmt, denn das Zar-Väterchen ist von Gott gelehrt und gesalbt mit heiligem Salböl, und zuerst muß er doch einen

Befehl geben, und dann können alle Popen im ganzen Lande so lehren, wie Jegor sagt. Darum ist meine Meinung: ich bleibe bei meinem alten Glauben, denn wer weiß, was aus diesem neuen noch alles wird. Ich habe jetzt heute hier genug gehört; ich will morgen mit unserm Popen darüber sprechen, und dann soll der uns seine Meinung sagen."

Am andern Tag erschien nun auch der Pope in dieser Versammlung und fuhr Jegor unsanft an:

„Was bringst du für Ketzerei in unser Dorf? Welcher rechtgläubige Christ braucht solch ein protestantisches Buch zu lesen?"

„Protestantisch?" fragte Jegor erstaunt. „Hier steht ja doch auf dem Titelblatt: gedruckt in der Druckerei des heiligen Synod."

Erstaunt nahm der Priester die Bibel in die Hand; er mochte in seinem Leben noch nicht viele gesehen haben, vielleicht seit seinem Unterricht im Priesterseminar war das die erste.

Nach einer Pause erklärte er:

„Ja, das Buch ist richtig, und ich will dir auch gar nicht verbieten, darin zu lesen, denn warum? es kann dir doch nicht schaden, wenn du nur außerdem ein recht treuer Diener unserer Kirche bleibst. Aber du sollst hier nicht andere Leute bei dir versammeln und ihnen vorlesen."

„Väterchen“ sagte Jegor lachend, „da ist doch ein Widerspruch in deinen Worten. Wenn mir das Lesen gut ist, warum soll ich denn nicht den andern daraus vorlesen, die nicht zu lesen verstehen?“

Der Pope hustete verlegen und sagte:

„Das verstehst du nicht. Es ist schon Häresie und Ketzerei, wenn du anfängst, deinem geistlichen Vater zu widersprechen und solche protestantische Fragen zu stellen. Nimm dich in Acht. Wenn ich darüber seiner Heiligkeit dem Erzbischof Bericht erstatte, dann kannst du eingesteckt werden, oder nach Sibirien verschickt werden.“

Jegors Tante fing wieder an zu schluchzen, und mehrere der Bauern bekreuzten sich unwillkürlich. Jegor aber sagte furchtlos:

„Väterchen, davor habe ich keine Angst; seit ich weiß, daß mein Heiland mich liebt und für mich sorgt, fürchte ich mich vor gar nichts mehr. Was können mir Menschen thun? Hat doch der Herr selbst gesagt: fürchtet euch nicht vor denen, die nur den Leib töten und die Seele nicht können töten.“

Der Pope war offenbar verblüfft, denn so energischen Widerstand hatte er nicht erwartet.

„Nun,“ sagte er nach einer Pause: „ich will dir etwas sagen. Damit es keinen Lärm giebt, erlaube ich dir,

in Eurem Hause die Bibel zu lesen, und wenn dein Onkel und deine Tante dir dabei zuhören, will ich auch noch dazu schweigen. Aber Fremde dürfen sich hier nicht versammeln. Und wenn du nicht zur Kirche kommst und der heiligen Mutter Gottes keine Wachslichter stellst und nicht zur Beichte gehst, dann werde ich doch über dich berichten. Man kann das neumodische Treiben nicht länger dulden, daß so jeder Bursche will klüger sein, als die heilige Kirche und ihre Diener.“

Dann wandte er sich an den alten Nelidoff und sagte mit süßsaurem Lächeln:

„Dich scheint der Jegor schon ganz verdorben zu haben. Wann bin ich früher zu dir gekommen, daß du mir nicht sofort ein Gläschen Schnaps angeboten hast? Und jetzt streite ich mit dem Taugenichts da herum, daß mir der Hals trocken wird, und du bringst mir nichts zu trinken?“

„Thee könnt ihr haben, Väterchen,“ sagte Nelidoff verlegen, „aber seit ich an das Buch glaube, giebt es bei uns keinen Schnaps mehr.“

Dem Geistlichen schwoll die Zornesader auf der Stirn.

„Keinen Schnaps mehr!“ hört ihr es, Leute? Und das wollen rechtgläubige Bauern sein! Das ist doch die reine Verblendung vom Teufel, daß man einem Christenmenschen und dazu noch dem eigenen Dorfväterchen keinen Schnaps mehr anbietet? Was soll daraus werden?“

„Nüchterne, fleißige, gute Menschen sollen daraus werden," sagte Jegor eifrig. „Der Schnaps ist von dem Teufel erfunden und ist ein Mörder. Wißt ihr noch, wie euer Vorgänger betrunken gestorben ist? Wißt ihr noch, wie viele an den Bettelstab gekommen sind in den letzten Jahren, seit der Jude die Schenke im Dorfe hat? Ist das nicht eine Schande, daß Christenmenschen, die den Namen des Heilandes im Munde führen, sich unter das Tier erniedrigen. Unsere Hunde und Schweine sind besser, als viele Leute im Dorf, denn die sind nie betrunken. Väterchen, ihr solltet dagegen sprechen, aber nicht noch ein schlechtes Beispiel geben."

„Unerhört!" schrie der Pope. „Beim heiligen Nikolaus, dem Wunderthäter, ich werde dieses Unkraut aus dem Dorfe ausjäten. Da hört doch alles auf, wenn man uns den Schnaps verbieten will! Kommt Leute, wer von euch noch zu mir und zu unserer heiligen Kirche gehört, der soll jetzt grade mit mir, diesem Verführer zum Trotz, in die Schenke gehen!"

Jegor wandte sich entrüstet ab und kämpfte mühsam eine heftige Entgegnung nieder. Einige der Bauern standen wirklich auf und folgten dem scheltenden Popen nach.

Kaum aber hatte sich die Thür hinter den Fortgehenden geschlossen, da trat ein junger Bauer, namens Nikita, auf Jegor zu und sagte:

„Heute hast du mich gewonnen, ich habe es gesehen, daß der Pope dir nichts Vernünftiges widerlegen kann. Schlage ein, wir wollen Brüder sein, und wenn du nach Sibirien gehen mußt, dann gehe ich mit."

Gerührt wandte sich Jegor zu ihm und umarmte ihn.

Der alte Nelidoff aber sagte ernst:

„Kinder, jetzt ist die Freude an diesem Lesen und Beten bald vorbei; es wird nicht mehr lange dauern, dann wird der Pope, vereint mit dem Juden, uns verklagen, und wir kriegen die ganze Polizei auf den Hals. Wer weiß, ob wir nächstes Jahr um diese Zeit noch hier in unserer Heimat sein werden."

„Keine Angst, Onkel," rief Jegor eifrig, „die Welt ist überall des Herrn, und wo wir mit ihm zusammen sind und in ihm Frieden haben, da haben wir es auf Erden so gut, wie wir es nur wünschen können."

„Und ich schlage vor," sagte ein anderer Bauer, „daß man von nun an wirklich vorsichtiger ist. Erstens wollen wir außer diesen paar, die jetzt eben treu geblieben sind, keine mehr einladen zum Bibellesen und Beten, und zweitens schicke ich morgen meine Frau zu der Frau des Popen mit einem halbjährigen, fetten Schwein und lasse ihr sagen, wenn ihr Mann den Jegor in Frieden lasse, solle sie nächsten Herbst zwei solcher Schweine kriegen."

„Freilich," lachten die meisten, „das kann helfen."

„Und ich würde es nicht thun," entschied Jegor, „wir wollen uns nicht mit solch schlechten Mitteln selbst helfen."

„Ach was," sagte derselbe Bauer wieder, „besser machen wirst du diese Leute doch nicht, dann halte sie dir doch wenigstens vom Halse."

Viertes Kapitel.

Die nächsten Tage brachten große Unruhe über das Dorf, so daß darüber der ganze Streit zwischen Jegor und dem Geistlichen fürs erste vergessen schien, oder aber das Schwein hatte bei der Popenfrau doch großen Beifall gefunden.

Es war nämlich der Tag der Rekrutenaushebung gekommen, und da orgt und fragt alles nur um das Eine: wird unser Sohn oder Bruder Soldat werden müssen, oder kommt er frei?

Des Juden Weizen blühte bei dieser Gelegenheit. Nicht nur wurde mehr getrunken als sonst, sondern man beriet sich auch heimlich mit ihm über Mittel und Wege, wie dieser oder jener wohlhabende Bauernsohn frei gemacht werden könne. Die Ärmeren sahen gar kein so großes Unglück darin, wenn das Los sie traf, denn viel schlechter als zu Hause würden sie es ja doch nicht haben. Und

dabei kam man noch in fremde Städte und konnte allerlei lernen und sehen. Ja, mancher hoffte bei dieser Gelegenheit vielleicht sein Glück in irgend einer Weise machen zu können, um dann niemals mehr in diese engen Verhältnisse zurückkehren zu müssen. Die Reicheren aber boten gern Bestechungsgelder, um frei zu kommen.

Am Abend vor der Abfahrt der Jünglinge an den Ort, wo die Aushebung stattfand, riet Jegor seinen Bekannten, die dabei in Frage kamen, doch alles zu vermeiden, was auch nur den Anschein hätte, als wollten sie sich dieser Pflicht entziehen, es sei Unrecht vor Gott und Menschen. Das schien aber den Betreffenden so unerhört, daß man ihn einfach auslachte.

Als nun am Abend darauf die jungen Leute betrunken und johlend in das Dorf kamen, und man die einzelnen Resultate erfuhr, ballte mancher arme Bauer die Faust vor Zorn, daß ihm die notwendige Arbeitskraft vom Hof genommen wurde, während sein wohlhabender Nachbar mit ein paar hundert Rubeln Bestechungsgeld davongekommen war.

Nikitas Bruder Grischa war auch zum Soldaten angenommen worden, und Jegor ermahnte ihn, nun endlich damit Ernst zu machen, daß er ebenso wie Nikita und er an den Heiland gläubig würde, sonst würden die Versuchungen zur Sünde ihm in der Ferne zu mächtig werden. Er lachte aber und meinte:

„Laßt mich doch mit solchen Geschichten in Ruhe. Ich bin froh, daß der Oberst zu mir gesagt hat, ich sei der längste Rekrut aus dem Dorf und käme in Folge dessen nach Petersburg in ein Garderegiment. Denkt doch, was ich da alles zu sehen kriege, da werde ich alle Tage das Zarväterchen sehen und tausend schöne Dinge. Zum Beten und Glauben, wie du sagst, habe ich immer noch Zeit genug, wenn ich einmal zurückkomme."

„Wer weiß, ob du dann noch Zeit haben wirst? Wer weiß, ob du nicht vorher stirbst? Denke an mein Wort, Jesus sucht jetzt deine Seele, er hat dich lieb und möchte dir gern von all deinen Sünden helfen."

An diesem Abend feierte die kleine Betgemeinde eine ungestörte Versammlung, da der größte Teil der Dorfbewohner sich in der Schenke oder um dieselbe versammelt hatte, um wüste Gelage zu feiern.

Heftiger Nordoststurm fegte über die Steppe, zerrte hier an den Stallthüren, daß sie klapperten, oder dort an den Strohhaufen, als wollte er handvollweise das Stroh herauszupfen.

Um so traulicher war es in Jegors Stube. Sie merkten über dem Lesen, Beten und Reden nicht, wie die Zeit verging. Da, es mochte bald Mitternacht sein, rief der Alte plötzlich:

„Jegor, höre auf und sieh doch, wie es da plötzlich so hell wird, das muß Feuer sein."

Alles stürzte hinaus, und richtig, da sah man die Strohschober des Kirchenältesten in Flammen stehen.

Was nun thun?

Neun Zehntel der Dorfbewohner waren betrunken und hätten sich jetzt doch nicht zu Löscharbeiten geeignet.

Außerdem herrscht bei vielen der stumpfen russischen Bauern der Aberglaube, daß man eigentlich gar nicht löschen dürfe, sondern daß es Gottes Wille sei, wenn es Feuerschaden giebt, und man sich sogar versündige, wenn man einem solchen Gericht Gottes vorgreifen wollte.

„Die andern zu rufen, lohnt sich nicht," sagte Jegor. „Wir sind sechs Personen; laßt uns in Gottes Namen anfangen. Ich habe bei den deutschen Kolonisten bei einem großen Brande gelernt, wie sie das machen. Tante, hole die Schaffelle vom Boden, und ihr holt aus den Nachbarhäusern Blecheimer herzu. Nikita, vergiß nicht auch noch eure große Leinwand, die ihr im Sommer über den Dreschplatz gespannt habt, mitzubringen."

Bald stieg Jegor, der ein nasses Schaffell um den Kopf gebunden hatte, mit andern nassen Fellen in der Hand, auf einer Leiter an dem brennenden Strohhaufen hinauf, um mit den nassen Fellen das Feuer zu ersticken.

Die andern mußten eine Kette bilden, um Wasser aus dem nahen Bach im Eimer hinaufzureichen. Auch die nasse Leinwand wurde über eine Ecke des brennenden Haufens geschlagen und dämpfte die Glut.

Allmählich kamen auch einige Andere, Frauen und halberwachsene Kinder herzu, und die Löscharbeit war im vollen Gange.

Plötzlich schrie einer:

„Da, zwischen den beiden brennenden Haufen bewegt sich etwas, da muß ein Mensch drin stecken!"

Und wirklich, im nächsten Augenblick ertönten Jammerrufe von der Stelle her. Kurz entschlossen gleitet Jegor am brennenden Haufen hinunter und zieht den um Hülfe Schreienden aus dem Bereich der Flammen. Seine Hände Bart und Augenbrauen waren versengt, aber der Mensch war gerettet. Es war der älteste Sohn des Kirchenältesten, der in der Trunkenheit mit brennender Pfeife hier niedergetaumelt war und den ganzen Brand verursacht hatte.

Der heftige Wind erschwerte die Löscharbeiten und obschon jetzt über zwanzig Personen eifrig die Eimer darreichten, kam man doch nur langsam von der Stelle.

Jetzt hatte offenbar mancher Betrunkene von der Schenke her die Flammen entdeckt und kam brüllend und gestikulierend zur Brandstätte.

„Natürlich, der Jegor!" schrie einer. „Du hast es wohl angesteckt, du Unglücksmensch, das lernst du wohl aus deinem großen Buch!"

Im Nu war die ganze Ordnung gestört durch die sinnlos dazwischen taumelnden und schreienden Leute.

„Hier ist keine Minute zu verlieren!“ kommandierte Jegor. „Komm Nikita, pack an, wir sind stärker als diese, wir wollen sie schnell in den Schuppen sperren.“

Und mit Aufbietung aller seiner nicht ungewöhnlichen Kräfte drängte, zerrte und stieß er die Störenfriede in den Schuppen, wo die Thür hinter ihnen zugeschlagen und verriegelt wurde. Ungeachtet ihres Tobens und Klopfens, das aber immer schwächer wurde, weil die meisten zu sinnlos betrunken waren, ging jetzt die Arbeit wieder weiter.

Jetzt kam auch der Kirchenälteste schwer betrunken von der Schenke her, aber der Anblick seines brennenden Besitzes ernüchterte den Mann mit einem Schlage, und als er sah, wie hier gearbeitet wurde, griff er thatkräftig mit an. Auch hörte er von den Frauen, wie Jegor seinen Sohn, der an dem ganzen Unglück schuld sei, eben gerettet habe.

Es gelang dem stundenlangen und unausgesetzten Bemühen, der Flammen Herr zu werden, und als im Osten der Himmel eben anfing, sich zu färben, erlosch die letzte Flamme.

Es war natürlich, daß diese That Jegors ihm eine Menge Freunde einbrachte. Ja selbst der Kirchenälteste hatte seine Miene gegen ihn verändert und dankte ihm mit überschwänglichen Worten für das, was er ihm gethan. Auch die andern Nachbarn, die, nachdem sie nüchtern geworden waren, die Unglückstätte beschauten, mußten einsehen: wenn bei dem Sturm das Feuer nicht gelöscht worden

wäre, hätte die eine Hälfte des Dorfes mit Hütten und Futtervorräten eine Beute der Flammen werden können.

Diese große Begebenheit mag auch mit dazu beigetragen haben, daß weder der Pope noch der Jude ihre Drohung gegen Jegor ausführten.

Dafür wurden die wenigen Leute, die sich noch regelmäßig bei Jegor versammelten, wirklich erweckt, sie kamen in Sorge um ihr Seelenheil, und Jegor bemühte sich, mit Gebet und Erklärung des Wortes Gottes ihren Seelen zurecht zu helfen.

Aber dabei sah er es selbst ein, wie schwach seine Erkenntnis, und mangelhaft sein Verständnis des Wortes Gottes sei, darum reifte in ihm der Gedanke, einmal mit den vier oder fünf Freunden eine Reise zu unternehmen, wo sie andere gläubige Russen aufsuchen und sich von ihnen belehren lassen könnten.

Zuerst zog er vorsichtig Erkundigungen ein, wo solche Versammlungen beständen. Da mußte er zu seinem tiefen Schmerz inne werden, daß weit und breit, das heißt etwa zehn Meilen in der Runde, in keinem Dorfe auch nur das geringste von solchen Erweckungen bekannt war. Außerdem nahm man seine Fragen auf dem Jahrmarkt oder im Einkehrhof in der Stadt eigentümlich auf und es war wieder bezeichnend für seine und seiner geistlichen Brüder Lage: man hielt ihn für einen Spion der Regierung, der den verhaßten Stundisten auf die Spur kommen wollte.

Er mußte es anders anfangen.

In solcher Verlegenheit konnte nur ein Jude helfen, und er kannte einen reisenden Butterhändler, der viel weiter im Lande umher Bescheid wußte, als sonst irgend jemand. Den suchte er bei seiner letzten Fahrt in der Stadt auf und fragte:

„Jankeles, wollt ihr drei Rubel verdienen bei einer Sache, wo ihr keine Mühe habt?“

„Lieber dreihundert,“ lachte Jankeles und kniff eins von seinen verschmitzten Augen zu.

„Aber ihr müßt auch ganz reinen Mund halten,“ setzte Jegor ernst hinzu.

„Auch das kann man,“ sagte der Jude, „denn wer ein Geschäft machen will, der muß sein auf der einen Seite wie ein Grab, und auf der andern Seite wie eine Elster. Also was habt ihr für mich für ein Geschäft?“

„Ich habe gedacht,“ fuhr der junge Russe zögernd fort, „daß ihr viel herum kommt im Lande, und jetzt vor Weihnachten werdet ihr gewiß eine große Fahrt antreten, um die rarer werdende Butter für die großen Städte einzusammeln. Da wollte ich euch bitten, überall, wo ihr in die Russendörfer kommt, ein Auge darauf zu haben, und so ganz gelegentlich euch darnach zu erkundigen, ob es da nicht Leute giebt von der neumodischen Sekte der Stundisten.“

Der Jude riß die Augen auf und sah Jegor von oben bis unten an, schüttelte dann den Kopf und schloß die

Thüre zu. Dann kam er auf seinen Besuch zu und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Also, entweder bist du ein Stundist, und dann thust du mir leid, denn denen geht es schlecht, wo die Jagdhunde, die Polizeibeamten, dahinter kommen, oder aber du bist ein Geheimpolizist, aber ein dummer, und fängst die Sache am verkehrten Ende an.“

Jegor schwieg einen Augenblick, dann aber sah er sein Gegenüber fester an und sagte ruhig:

„Jankeles, schämt ihr euch, ein Jude zu sein?“

„Nein,“ sagte der Gefragte mit begeistertem Aufleuchten seiner Augen: „Was soll ich mir denn schämen?“

„Warum soll ich mich denn schämen,“ fuhr Jegor fort, „darüber, daß es Gott gefallen hat, mir die Augen aufzuthun über meine Sünden, und er mir weiter meinen Heiland gezeigt hat, daß ich in ihm Frieden und Trost gefunden und seitdem ein neues Leben führen kann?“

„Genug, genug,“ unterbrach ihn der Jude, „haltet mir keine Predigt. Ich kenne das, ich weiß jetzt weshalb ihr das wissen wollt. Schön, da legt eure drei Rubel nur gleich auf den Tisch, denn dazu brauche ich keine Reise zu machen, um euch sofort zu sagen, wo im Umkreis unsers ganzen Gouvernements Stundisten vorhanden sind. Da ist in Jegorowka, dem großen Gut des Fürsten Plaßkoff, eine kleine Versammlung solcher Leute seit einem Jahre ungefähr. Dann nicht weit von der Eisenbahnstation Tschigirin

liegt ein Pachtdorf, wo über die Hälfte der Leute so zusammenkommen zum Lesen und Beten. Aber das ist ja für euch zu weit, und wer weiß, ob diese einfachen Leutchen euch besonders gefallen würden. Ich weiß was besseres, und das ist auch nicht soweit. Kennt ihr auf dem Wege nach Borisow die Stelle, wo die Landstraße über den Fluß führt? Rechts von der Brücke biegt ein kleiner Fahrweg ab, der sehr wenig benutzt wird. Wenn ihr dem nachfahrt, kommt ihr ganz hinunter an den Fluß, und hinter der nächsten Uferecke, vielleicht eine halbe Stunde zu gehen mag es von der Brücke sein, liegt versteckt in Erlen und Weidengebüsch eine schöne große Wassermühle. Der Müller dort ist so einer von der Sorte und zwar, wie ich gehört habe, einer der Ersten und Klügsten. Es ist schon vorgekommen, daß die Deutschen aus der Umgegend zu ihm gefahren sind und haben um Rat gefragt, wenn sie unter sich Streit hatten. Und das wißt ihr doch, daß die Deutschen ein stolzes Volk sind und sich zehnmal besinnen, ehe sie einen Russen zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten anrufen. Ich habe einmal bei ihm genächtigt, und da hat er mir wohl sehr gutes Essen gegeben und gutes Futter für meine Pferde, aber ich kehre nicht wieder bei ihm ein, denn er hat gleich an mir herum gearbeitet und mir alle meine Sünden vorgehalten, als ob er vom lieben Gott dafür bezahlt sei, mich zu bekehren. Ich glaube, wenn er mich noch ein paar Tage beherbergt hätte, hätte ich mich von ihm lassen

schmaddern im Fluß. Also heraus mit dem drei Rubelschein und fahrt zu dem Müller!"

Jegor legte die grüne Banknote auf den Tisch, und im nächsten Augenblick hatte der Jude sie schon eingesteckt. Als Jegor ihn bat, von der Sache zu schweigen, blies er sich stolz auf und sagte:

„Was denkt ihr von mir? Wenn ich wollte ein Spitzbube und Spion sein für die Regierung, dann hörte mein guter Name bei all meinen vielen hundert Kunden auf. Ihr sagt immer, daß die Juden betrügen. Was heißt betrügen? Wenn die dummen Schafe einen bitten, man solle sie scheren, dann thut man ihnen den Gefallen; aber Schlechtigkeiten, das machen wir nicht mit. Wir wissen sehr gut, warum wir mit all den Leuten auf dem Lande zusammenhalten; Ihr wißt ja, was das Wort sagen will: eine Hand wäscht die andere. Jetzt aber macht, daß ihr hinaus kommt, und wundert euch nicht, wenn ich das nächste Mal mich von euch fernhalte, wenn ich in das Dorf komme, wo ihr wohnt, denn der Jude, der bei euch die Schenke hält, ist spinnefeind auf diese frommen Brüder, denn warum? sie verderben ihm das Geschäft. Wenn ihr Butter zu verkaufen habt, dann müßt ihr sie wo anders hintragen, ich suche das nächste Mal keinen von euch auf."

Jegor dankte und ging, und nun war sein Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, zu jenem alten Müller zu fahren. Freilich war die Entfernung immerhin eine

beträchtliche, es mochte fast eine Tagereise bis dahin sein und das will bei den schlechten Wegen und der unsichern Witterung des Dezember in der südrussischen Steppe schon etwas bedeuten. Eins seiner Pferde war so stark, daß es auch einer schweren Tour gewachsen gewesen wäre, aber alle Wagen sind ja hier zweispännig eingerichtet, und wer von seinen neuen Freunden konnte denn ein gutes, starkes Pferd neben das seinige spannen? Also mußte gewartet werden bis Schnee fiel, dann war freilich die Reise ein Kinderspiel.

Zu Hause wurde die Angelegenheit mit den andern Brüdern noch beraten, und man freute sich wie auf ein Fest, auf die Gelegenheit, dorthin fahren und sich einmal im Geistlichen stärken zu können.

Fünftes Kapitel.

Acht Tage nach Weihnachten fiel Frost ein, und bald darauf kam starker Schneefall.

Jetzt machten sich Jegor und drei seiner Freunde, darunter einer, der eben gar nicht zum Frieden und zur Gewißheit seines Gnadenstandes durchdringen konnte, auf und fuhren vor Tagesanbruch auf einem ihrer niedrigen Schlitten davon.

Die Pferde waren jetzt, im Winter, keine Anstrengung genug gewohnt; die Wege waren zum großen Teil noch nicht eingefahren, und so ging es doch nicht so schnell, wie Jegor hoffte. Um Mittag waren sie noch etwa zwei Meilen von dem ersehnten Ziel; sie fütterten die Pferde bei einer Schenke an der großen Landstraße, aßen von ihrem mitgenommenen Brot und den beliebten getrockneten Fischen und

tranken zum Erstaunen der andern Reisenden in der Schenke weder Schnaps noch Wein, sondern Wasser.

Der jüdische Schenkwirt mußte sie sofort durchschaut haben, denn er sagte spöttisch:

„Wenn ihr nicht zum Wassermüller fahrt, will ich mich morgen hängen lassen."

Jegors Gefährten zuckten zusammen, und manche der anwesenden Gäste fragten, was es mit diesem Wassermüller für eine Bewandtnis habe.

Jegor machte dem Wirt aber ein Zeichen mit den Augen, und da bog er noch zur rechten Zeit aus.

„Nun, das ist doch selbstverständlich," lachte er, „wer im Winter Wasser trinkt, der will doch Wassermüller werden, denn kein anderer ordentlicher Mensch kann bei diesem kalten Wasser sich noch kaltes Wasser in den Leib gießen."

„Das stimmt," lachten die Russen, und einer von ihnen wollte gutmütig sein großes Schnapsglas den armen Leuten, für die er sie hielt, anbieten. Als sie das Glas aber abwiesen, und Jegor kurz bemerkte: „wir haben ein Gelübde, keinen Schnaps zu trinken," — da waren die Leute beruhigt, denn Gelübde aller Art bis zu den wahnwitzigsten kommen unter den einfachen, abergläubischen Russen vielfach vor.

Dieser Vorfall zeigte Jegor nun wieder, wie vorsichtig man sein müsse.

Nachdem die Pferde ausgeruht, fuhren Jegor und seine Freunde weiter, erreichten noch vor der Dunkelheit die bezeichnete Brücke, aber es führte rechts kein Fahrgeleise in dem tiefen Schnee am Ufer hinab.

Auf gut Glück und heimlich um den rechten Weg betend, fuhr man langsam die schräge Böschung hinab. Auf den eben frisch zugefrorenen Fluß durfte man sich nicht wagen, und so ging es denn in der hereinbrechenden Dämmerung äußerst langsam vorwärts. Bald glitt das eine Pferd an dem schrägen Hang, bald kam man zu weit an den Fluß, und der Rand der Eisdecke krachte.

Es dunkelte mit Macht, und den Leuten wurde es in der fremden Gegend bange zu Mut. Sollten sie den Weg verfehlt haben, und der Müller vielleicht links von der Brücke wohnen? Was würde mit ihnen werden, wenn sie in dieser Jahreszeit, wo die Wölfe überhaupt am gefährlichsten sind, weil sie sich leicht rudelweise zeigen, die Nacht im Freien zuzubringen gezwungen wären. Dazu weiß doch jedes Kind in Südrußland, daß die Dickichte an den Flußufern die Schlupfwinkel der Wölfe sind. Die Pferde wurden wieder müde, sie dampften und prusteten und gingen kaum von der Stelle.

Da endlich war vor ihnen die vorspringende Uferecke; als sie diese passierten, hörten sie Hundegebell und wußten, daß sie zu Menschen kamen. Gleich darauf sahen sie auch das stattliche Gebäude der Wassermühle aus dem Dunkel hervor-

treten; rechts davon, an den hier weiter zurücktretenden Uferrand gelehnt, stand ein längeres, einstöckiges Gebäude, aus welchem Lichtschimmer in die Nacht hinausleuchtete.

Ein paar mächtige Schäferhunde umbellten wie rasend den niederen Schlitten, als er dicht vor dem Hause hielt. Gleich darauf öffnete jemand die Thüre und fragte mit lauter Stimme:

„Wer da?"

Die Antwort mußte wohl von dem Gebell der Hunde übertäubt sein, denn der junge Mann, der aus der Thüre trat, scheuchte erst mit lautem Zuruf die Hunde fort, um dann noch einmal die Fremden zu fragen, wer sie seien, und was sie wollten.

Jegor sagte:

„Wir sind Brüder in Christo und haben davon gehört, daß hier der Müller Gottes Wort hat; deshalb sind wir den ganzen Tag gefahren. Wir wollen Trost für unsere Seele."

Mit einem Ausruf des Erstaunens eilte der junge Mann in das Haus zurück, und gleich darauf kam eine hohe Gestalt heraus, mit weißem Haar und Bart, offenbar der Müller selbst. Die Begrüßung fiel sehr herzlich aus.

„Wer zu mir kommt im Namen Jesu, den stoße ich nicht hinaus," sagte der alte Müller freundlich. — „Jefim, hilf den Leuten ausspannen, die Pferde in den Stall, den

Schlitten in den Schuppen, denn es giebt wieder Schnee, — und die Leute ins Haus."

Zehn Minuten später saßen die Gäste in der behaglich erwärmten, hell erleuchteten Stube des Müllers und durften an dem Abendessen der Familie teilnehmen. Die ganze Einrichtung des Hauses, die Art, wie das Essen zubereitet sein mußte, und wie man sich bei Tische benahm, deutete darauf hin, daß der Besitzer nicht nur ein wohlhabender Bauer sei, sondern auch auf einer höhern Stufe der Bildung stehe.

Als das Essen vorüber war, langte der Alte eine vielgebrauchte Bibel vom Gesims herab, las mit schöner Betonung, voll Ausdruck, ein Kapitel aus dem Römerbrief vor und legte es kurz und kernig aus.

Jegor merkte sofort, daß der Mann mehr vom Glauben und der Erkenntnis des Heils hatte, als er, — aber nicht der leiseste Neid regte sich in seiner Brust, sondern nur dankbare Freude stieg in ihm auf. Mußte er sich doch sagen, daß ihm noch so vieles unklar war und er hier endlich die ersehnte Auskunft über Vieles werde erlangen können.

Dann knieten alle nieder, und der Müller sprach ein ergreifendes Gebet, worin er nicht nur für alle Wohlthaten dankte, die Gott ihnen erwiesen hatte, sondern auch in der Fürbitte der Gäste in Erwähnung that. Und, was Jegor am meisten bewegte, es kam zum Schluß der Satz vor: „es ist Zeit, Herr, daß du dich über Rußland erbarmst und alle seine Millionen, die noch in dem Schatten des Todes

wohnen. Bekehre du unsern Kaiser und gieb ihm ins Herz, daß er deinem Worte freie Bahn mache, damit alle unsere Brüder nach dem Fleisch dein Wort zum Leben hören können und mit uns dich anbeten."

Dieser Gedanke gab nachher Jegor Gelegenheit anzuknüpfen, und so sprachen sie sich über den geistlichen Tod, die Leichenstarre ihrer Mutterkirche mit bewegtem Herzen aus, und dabei konnte Jegor von den Schwierigkeiten und geistlichen Nöten im eignen Dorf berichten.

Der Alte hatte seinen jungen Gast wohl angemerkt, daß ihm das Herz voll sei, und darum ließ er ihn sich ungestört ausreden, während die Genossen den Redenden nur mit Ausrufen der Bekräftigung begleiteten.

Endlich nahm der Alte das Wort.

„Kinder, das ist in unendlich vielen Orten Rußlands grade wie bei euch. Von irgend woher hat ein Vöglein ein Samenkorn in das Dorf gebracht, das ist aufgegangen, und nun wollen ihm die andern Luft und Licht zum Wachstum streitig machen. Ihr werdet noch mehr erfahren von der Anfeindung um des Namens Jesu willen. Ich habe es ähnlich so durchgemacht, wie ihr jetzt. Ich war Gutsverwalter auf einem großen Gut, wo die Herrschaftsgebäude nach alter Sitte nach mitten im Dorfe lagen; dadurch wurde meine Bekehrung und mein Christentum den Leuten im Dorfe bald offenbar. Es ist einmal nichts zu machen, das

Licht läßt sich nicht verbergen. Länger als drei Monate konnte Moses Mutter ihr Kind auch nicht verbergen. Und so geht es dem auch, von dem die Schrift geweissagt hat, daß ihm Kinder geboren werden wie der Thau aus der Morgenröte. Das Salz muß wirken, und wenn es wirkt, dann schreien die Leute, daß es ätzend und verletzend in ihr faules Treiben hineindringt. Auch bei mir war es der Priester und der Schenkwirt, von denen die Verfolgung ausging. Bis zu meiner Bekehrung war ich oft unehrlich gewesen gegen meinen Herrn, der sich um die Verwaltung nicht kümmerte, sondern seine Zinsen und Einnahmen in Frankreich und Italien verzehrte. Wie ich aber Christ geworden war und nun plötzlich anfing, alle Pachtverträge ehrlich abzuschließen, von keinem mehr verlangte eine gefälschte Quittung auszustellen, als hätte er von mir mehr empfangen, da stutzten die Leute, man hielt mich für irrsinnig. Da ich außerdem dem Schenkwirt nichts mehr zu verdienen gab, und ein kleiner Kreis von Gläubigen, die sich um mich sammelten, auch nicht zu ihm ging, wurde der mein Feind und hetzte den Popen gegen mich auf. Man spürte auf Schritt und Tritt an mir herum; ich konnte das Treiben nicht mehr ertragen und gab meine Stelle auf. Nun lebe ich schon seit zehn Jahren hier in der Stille und darf dem Herrn danken, daß er mich schon manchen zum Segen gesetzt hat. Bei euch ist es etwas anderes, ihr seid von Gott in euer Dorf hineingesetzt und müßt nun darin

ausharren, bis der Herr euch ganz deutlich seinen Willen zeigt und seine Kinder zwingt, aus Egypten zu ziehen."

Dann ging man auf geistliche Fragen ein, und der gebildete Mann und gereifte Christ konnte in den drei Tagen, die die Gäste bei ihm zubrachten, sie über den Heilsplan Gottes im Zusammenhang unterrichten. Jegors ganze Seele dehnte sich und sog sich voll, es fiel ihm in betreff mancher Schwierigkeit wie Schuppen von den Augen; war es doch eigentlich der erste Religionsunterricht in seinem Leben, den er erhielt. Aber auch der alte Müller gewann Jegor lieb, denn er merkte es seinen schnellen Zwischenfragen und dem Aufleuchten seiner Augen an, daß er nicht nur bekehrt, sondern auch mit reichen Geistesgaben ausgerüstet sei.

Wiederholt kam man besonders am letzten Tage darauf zu sprechen, daß man die äußerste Vorsicht allen Fremden gegenüber anzuwenden habe.

„Unsere Sache steht eben", meinte der alte Müller, „äußerst peinlich; fast möchte ich sie vergleichen mit der Stellung der ersten Christen im römischen Reich, nur ist sie noch etwas schwieriger. Wir haben eine Staatskirche, wo außer der Maria und allerlei Heiligen immer noch Jesus angebetet wird, wo in der Kirchenlehre viel mehr wirkliche biblische Wahrheiten enthalten sind, als das einfache Volk auch nur ahnt. Und, auf der andern Seite, sehen wir in die Wirklichkeit hinein, wie verkommen ist unsere Geistlichkeit,

wie tot unser Volk! Mit dem Anzünden von ein paar Lichtchen und ein paar Kniebeugungen meinen die Leute, allen Forderungen Gottes Genüge zu leisten. Wenn wir nach unserm Gewissen und der heiligen Schrift mit diesem ganzen Treiben gebrochen haben, erklärt uns das Staatsgesetz für Verbrecher. Denn nach dem russischen Gesetz ist jeder orthodoxe Russe durch seine Geburt auch schon ein richtiges Mitglied der Staatskirche und kann niemals aus derselben heraus. Wird er verklagt und vor Gericht überführt, daß er die Gebräuche der Kirche nicht mehr mitmacht oder etwa etwas anderes lehrt oder glaubt als die Kirche, dann steht nach dem Strafgesetzbuch die schwerste Strafe für ihn fest. Er kann verurteilt werden zum Zwangsaufenthalt in einem Kloster, das halte ich für das schrecklichste. Oder man giebt ihm im ersten Fall Gefängnisstrafe, und wenn das nicht hilft, wird er wie ein Raubmörder nach Sibirien verschickt. Das gelindeste ist dann immer noch, wenn man mit Weib und Kind hingehen kann, denn dann erlaubt es das Gesetz nicht, einen Menschen zur eigentlichen Zwangsarbeit in die Bergwerke Sibiriens zu stecken, sondern man bekommt einen Platz angewiesen, wo man sich ansiedeln muß. Unter Umständen braucht das dann gar nicht so schrecklich zu sein, und wer seinem Heiland treu dient, kann auch dabei noch Wunder erleben von der Hülfe und Freundlichkeit Gottes. Manche von unsern verschickten Brüdern haben sich über China oder Persien in das Ausland geflüchtet, sind nach

England oder Amerika gegangen und gründeten dort Ansiedelungen von gläubigen Russen."

Hier unterbrach der feurige Jegor den Sprecher mit der schnellen Frage:

„Aber warum brechen wir nicht selbst freiwillig morgen auf und ziehen mit Hab und Gut in solche freien Gegenden, ehe wir alle die Not und Drangsal der Verurteilung und Verschickung durchmachen? Soviel ich gehört habe, bleibt es doch ein lebensgefährliches Wagnis, aus den Ansiedelungsorten Sibiriens zu flüchten."

Der Alte lächelte milde, schlug ein paar Blätter in der vor ihm liegenden Bibel um und las statt aller Antwort vor:

„Ihr seid das Salz der Erde."

Als die andern betroffen schwiegen, fuhr er freundlich fort:

„Weil Rußlands Millionen unser Zeugnis noch brauchen, darum müssen wir hier bleiben. Wenn ich vor zehn Jahren geflüchtet wäre, wie wenigen meiner Brüder nach dem Fleisch hätte ich dienen können? So aber sind schon unzählige, Hohe und Niedrige, Gebildete und Ungebildete unter mein schlichtes Dach gekommen, und ich habe ihnen ein Zeugnis von Jesu in die Seele geben können und nicht nur das. Bisweilen, wenn alle Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, dann reise ich auch umher und spreche bald auf einem einsamen Edelhof vor der versammelten Familie

des Gutsbesitzers, oder in der Hinterstube eines Einkehrhofes der Kreisstadt."

„Dann würden Sie auch einmal zu uns kommen?" fragte Jegor ganz glücklich.

„Das kann ich noch nicht versprechen," antwortete der Alte bedächtig. „Da müßte man erst abwarten, wie bei euch die Sache sich macht. Nach meiner Erfahrung kommt es darauf an, daß ein angesehener, wohlhabender Mann im Dorf uns freundlich gesinnt ist. Wenn dann in seinem Hause auch ein paar solcher Abendversammlungen stattfinden, wagt doch weder der Pope noch etwa ein Polizist einzugreifen. Es ist aber besser, wenn ihr selbst für euer Dorf das Salz werdet und durch euren Lebenswandel eure neue Art so deutlich offenbart habt, daß man den Wert des Evangeliums an euch sehen kann."

Kurz vor dem Abschied, bei dem auch Jegor laut betete, machte man ab, am zweiten Februar, abends beim Dunkelwerden, auf dem Edelhof eines reichen Schafzüchters, unweit der Eisenbahnstation Kalinkin, zusammen zu treffen. Dort würden die jungen Christen eine Versammlung von den bedeutendsten Stundisten der ganzen Umgegend vorfinden, und zwar würde dort die Versammlung nach dem Abendbrot um acht Uhr beginnen und mit Tagesanbruch geschlossen werden; gemeinsame Erbauung, Abendmahl und Beratung wichtiger Fälle würde da vorgenommen werden.

Tief bewegt und zugleich beseligt und beglückt fuhren die vier Männer dem Heimatsdorf zu, nachdem sie unter sich abgemacht hatten, so wenig als möglich mit irgend jemand, auch von den ihren, über die Sache zu reden.

Sechstes Kapitel.

Wieder war es Sommer und die Erntearbeit dicht vor der Thür.

Da schwirrten wunderbare Gerüchte durch das Dorf. Man erzählte sich, der Kaiser wünsche die Juden aus dem Lande vertrieben zu sehen. In diesem und jenem Nachbardorf waren schon Unruhen gegen die Juden vorgekommen, und die Bewohner der etwa drei Stunden entfernten Judenkolonien schwebten in tausend Ängsten. In Jefimowka sprach man von nichts anderm, als von dem Überfall dieser Judendörfer.

Am Abend berief der Dorfälteste sogar alle stimmfähigen Männer zu einer Gemeindeversammlung in sein Haus, weil ein Beamter aus Petersburg gekommen sei, um über diese Sache zu berichten und einen Befehl des Kaisers zu verkündigen.

Da Jegors Onkel über sechszig Jahre alt war, hatte er das Recht, sich durch seinen Erben, Jegor, vertreten zu lassen; so mußte dieser denn auch zu dieser Versammlung gehen.

Es fiel ihm auf, daß heute, trotz einer so wichtigen Verhandlung, Schnaps gereicht wurde und wie es schien, umsonst. Auch der sogenannte „Beamte," ein junger Mann mit blassem Gesicht und dunklem Schnurrbart, gefiel ihm nicht besonders, denn außer einer Uniformsmütze, die sehr abgegriffen und befleckt aussah, hatte er nicht das geringste Zeichen, wonach man ihn für eine Standesperson halten konnte. Auch was er in großer Erregung und mit flammenden Worten vorbrachte, machte Jegor stutzig. Er hatte wohl schon etwas gelesen und gehört von den nihilistischen Studenten, und dieser Beamte schien ihm nach allem, was er sagte, ein solcher zu sein.

So wollte es ihm denn gar nicht in den Sinn, daß die Obrigkeit die Bauern zu Gewaltthaten auffordern solle, dieselbe Obrigkeit, die doch sonst ihren Willen in Rußland durch Polizei und Soldaten handgreiflich genug ausführen ließ.

Als darum der junge Mann, schweißtriefend von der Anstrengung des Redens in dem engen, heißen Raum, sich niedergesetzt hatte, fragte der Dorfschulze:

„Nun, Leute, was denkt ihr darüber?"

Da meldete sich Jegor zum Wort. Noch ehe er sprechen konnte, rief ein Spaßvogel:

„Aha, jetzt wird der Jegor seinem Feinde, dem Schenkwirt, die Hölle heiß machen!"

Jegor aber fragte ganz ruhig:

„Wenn der Kaiser so etwas will, warum schickt er denn nicht wie sonst einen Befehl?"

„Oh," rief der Beamte, „hier ist ein großes Papier mit dem kaiserlichen Siegel. Wenn du lesen kannst, komm her und lies es laut vor."

„Es giebt verschiedenes Papier," sagte Jegor ruhig. „Wir dummen Bauern können nicht feststellen, was vom Zarväterchen herkommt oder vielleicht von seinen Feinden, den Nihilisten."

Der junge Mann erbleichte bei dem letzten Wort und wollte erregt antworten, doch Jegor fuhr unbeirrt fort:

„Unser Verstand sagt uns, daß, wenn der Kaiser haben will, daß die Juden fortgehen aus dem Lande, er es ihnen durch die Polizei wird sagen lassen. Man wird vielleicht ihnen eine Zeit setzen von ein paar Monaten, ihre Sachen zu verkaufen, und ihnen drohen, wenn sie bis dahin nicht weggegangen sind, sie mit Gewalt fortzuschaffen. Aber um diese Gewalt zu zeigen, braucht der Kaiser wieder die Polizei und die Soldaten. Aber niemals ist das erhört worden, daß man den Bauern aufruft, selbst etwas zu thun, was sonst das Gesetz streng bestraft."

„Unsinn," rief der fremde junge Mann, indem er erregt aufsprang. „Die Zeiten sind vorüber, wo das Volk sich soll von der Knute schlagen und treiben lassen. Der Kaiser hat wohl gewußt, was er that, als er die Leute jetzt aufrief: befreit euch von den Juden! Giebt es nicht ein Sprüchwort: „Die Sache wird ernst, wenn der Bauer mit der Axt kommt?" Nun, die Zeit ist dazu da. Der Kaiser hat wohl gewußt, daß, wenn er solch einen Befehl durch die Polizei ergehen ließ, der Landgensdarm sich von dem Juden zehn Rubel zahlen lassen würde und der höhere Beamte hundert Rubel. Und dann würde ein Bericht gefälscht werden und nach Petersburg berichtet werden, die Juden seien alle fort, und es bleibt doch alles beim alten."

Der Ortsvorsteher fühlte sich wahrscheinlich von seinem Amtsbewußtsein gedrungen, auch etwas zu sagen. Er räusperte sich, strich den langen weißen Bart und sagte würdig:

„Die Sache will überlegt sein. Das ist mir klar, daß die Juden fort müssen. Denn warum? Haben sie nicht unsern hochgelobten Heiland gekreuzigt?" (Hier bekreuzte er sich, und die meisten seiner Zuhörer thaten dasselbe.) „Haben sie nicht in früherer Zeit manchmal Christenkinder geschlachtet? Haben sie nicht durch ihre Betrügereien unser Land arm gemacht? Ich war einmal als Soldat in Polen. Da kommt es vor, daß so ein Jude die ganze rechtgläubige Kirche gekauft hat, und die rechtgläubigen Bauern müssen

ihm Miete zahlen, drei Rubel oder so auf die Seele, damit sie nur zu ihrem eignen Muttergottesbild kommen können. Ist das recht?"

Ein Gemurmel der Entrüstung ging durch die Versammlung.

Der junge Beamte sah mit triumphierendem Lächeln Jegor an, da er wohl gemerkt hatte, daß dieser sein einziger Gegner in dieser Versammlung sei. Dann rief er selbst, um das Eisen zu schmieden, so lange es warm war:

„Also schließt euch dem Beschluß aller Nachbardörfer an, die ich gestern und vorgestern schon besucht habe und überfallt in der Nacht von Freitag auf Samstag das Judendorf Rownoe. Wenn aus jedem der rechtgläubigen Dörfer zwanzig junge Burschen unter Führung von ein paar älteren punkt zehn Uhr ans Werk gehen, können die Häuser der Juden bis zum Morgengrauen dem Erdboden gleich gemacht sein. Schneidet die Federbetten auf, treibt das Vieh zu euren Herden, reißt die Häuser ein. Nur zwei Stücke hat der Kaiser befohlen: schlagt keinen Juden tot und zündet kein Haus an. Was aber dem verfluchten Volk gehört, und was ihr nehmen wollt von den Sachen, das soll euer Lohn für diese Arbeit sein. Nur dürft ihr mit Gewalt den Juden kein Geld nehmen; was sie also in ihren Taschen mit fortnehmen können, das laßt ihnen, so will es der Kaiser."

Verschiedene brachen in lauten Jubel aus.

„Das könnte mir passen!“ rief der lahme Petruscha. „Da fahre ich mit und hole mir eine Kuh und ein paar Hühner. Ich habe so schon nichts an Haustieren als Mäuse in meiner Hütte.“

Jegor bat noch einmal ums Wort, und sein Ernst siegte über andere Erwägungen des Ortsvorstehers, und so konnte er noch einmal sprechen.

„Liebe Freunde und Dorfgenossen! Ihr wißt, daß ich schon seit mehreren Jahren es ernst nehme mit all meinem Thun, und daß ich vor Gott zu wandeln mich bemühe. Ich bezeuge euch hiermit feierlich, daß das Ganze hier eine teuflische Versuchung ist. Unsere Obrigkeit verlangt solche Sünde niemals von uns; würde sie von uns Sünden verlangen, dann dürften wir nicht gehorchen, denn es steht geschrieben: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Nun aber ist dieser junge Mann dort kein Beamter, sondern wahrscheinlich ein Student; seine Uniformsmütze kann er für fünfzehn Kopeken beim Trödler gekauft haben. Sein Papier, das er vorzeigt, kann er selbst geschrieben haben. Und wenn wir das gethan haben, wozu er uns auffordert, dann ist er verschwunden, als hätte ihn die Erde verschlungen. Und wenn dann nachher die Polizei uns auf den Hals kommt und sagt: wie habt ihr euch unterstanden, andere Bürger zu überfallen und ihr Eigentum zu stehlen oder zu verderben? Dann ist er über alle Berge, und wir haben keinen Beweis dafür, daß uns so etwas von der Obrigkeit befohlen ist.

Darum ist mein Rat der: will die Gemeinde diesen Auftrag ausführen, dann soll sie diesen Herrn Beamten in ein festes Zimmer einsperren, bis wir einen reitenden Boten mit dem wunderbaren Befehl nach dem Polizeichef geschickt haben und die Antwort von ihm bekommen, was wir thun sollen. Heute ist Mittwoch; wenn man durch die Nacht noch einen Boten hinschickt, kann er morgen zurück sein. Oder aber, die Gemeinde nimmt meinen Rat nicht an und glaubt den Versuchungen dieses Menschen, dann setze ich mich selbst aufs Pferd und hole bis morgen Mittag die Polizei hierher.“

Der „Beamte“ zitterte am ganzen Leibe vor Erregung, zog es aber vor, Trotz zu bieten. Er setzte seine Mütze auf und rief in befehlendem Tone:

„Sperrt mir diesen Frevler ein! Er soll morgen, gebunden an Händen und Füßen, mit mir zur Polizei fahren, damit ihr seht, daß ich Recht habe!“

„Schön,“ sagte Jegor, ruhig lächelnd, „ich will mitfahren, nur nicht gebunden, damit ich dich festhalten kann, wenn du ein paar Straßen vor dem Polizeihause von dem Wagen springen willst. Ich durchschaue dich durch und durch. Und wenn du in anderen Dörfern wirklich soviel Schaden angestiftet hast, daß du erst die Juden durch die Russen unglücklich machst, und nachher die Russen von dem Gericht gestraft werden, dann kommt das Unglück alles auf deinen Kopf, und du wirst vor dem schrecklichen Gericht Gottes einst büßen müssen für diese Sünde.“

Hohnlachend platzte der junge Mann heraus:

„Dummheit, das giebt es ja gar nicht!“

In dem nächsten Augenblick mochte er den Ausruf bedauert haben, denn Jegor benutzte sofort diese Blöße.

„Hört ihr es. Er glaubt nicht an das jüngste Gericht, er glaubt nicht an Gott. Und solch ein Mensch soll euch im Namen des Kaisers zu schrecklichen Geschichten anführen? Ortsvorsteher, jetzt habt ihr nur noch eine Frage zu erwägen, ob ihr die Thür öffnen wollt und ihn fortschickt, wie er es verdient hat, oder ob ihr ihn als Nihilist verhaften und morgen der Polizei vorführen wollt.“

In dem nächsten Augenblick erfolgte ein jähes Klirren, denn der „Beamte“ hatte die Lampe von dem Tisch gestoßen, daß vollständige Dunkelheit eintrat und sich in der nun entstandenen Verwirrung aus dem Fenster geflüchtet, da er die Thür durch die davorsitzenden Bauern nicht erreichen konnte.

Jetzt hatte freilich Jegor den besten Beweis für die Wahrheit seines Vorgehens, und so blieb sein Dorf vor den argen Ausschreitungen gegen die Juden bewahrt.

Drei Nachbardörfer hatten wirklich in der besprochenen Nacht den Überfall gewagt und buchstäblich die Ratschläge des verkappten Nihilisten erfüllt. Judenhäuser waren niedergerissen, ihr Eigentum teils verdorben, teils geraubt, und die jammernden Familien waren am Samstag morgen in ganzen Scharen der Kreisstadt zugeströmt.

Anfangs merkte man von einem Eingreifen der Behörden noch nichts, weil das alles in Rußland sehr viel Zeit kostet. Nach mehreren Wochen aber kam die Polizei und verhaftete etwa sechzig Männer und Burschen aus den schuldigen Dörfern.

Es folgte ein langwieriger Prozeß, dessen Ende in der Schuldigsprechung von etwa zwanzig Rädelsführern bestand. Diese Zwanzig bekamen öffentlich fünfundzwanzig Stockschläge und wurden zur Erstattung des geraubten Gutes verurteilt, und da sie den Schaden mit der Darangabe ihres geringen Vermögens nicht gutmachen konnten, mit mehreren Jahren Zuchthaus bestraft.

Jetzt erst war Jegor vor seinen Dorfgenossen glänzend gerechtfertigt, und nicht nur der Ortsvorsteher, sondern auch ein Polizeibeamter aus der Stadt, der die ganze Umgegend bereiste, dankte ihm im Namen der Regierung für sein umsichtiges und verständiges Vorgehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Ernte dieses Jahres war eine vorzügliche, und Jegor, der außer dem Landteil seines Onkels noch auf Pachtland bedeutend mehr ausgesäet hatte, als je zuvor, erntete eine solche Menge Weizen, wie sie der reichste Mann im Dorf wohl noch nie auf seiner Tenne liegen gehabt hatte. Auch der Preis des Weizens war ein recht guter. Und da kam es denn, daß sich zum ersten Male die Frage an ihn

herandrängte: was soll mit dem vielen Gelde geschehen? Ist es recht, es auf Zinsen anzulegen? Oder sollte er sich bessere Pferde kaufen und von nun an die Landwirtschaft in größerem Styl treiben? Oder sollte er es nach dem Wortlaut mancher Bibelstellen unter die Armen verteilen?

Er kam über diese Fragen nicht hinweg. Schien es ihm doch nach seiner Auffassung mancher Stellen des Wortes Gottes unrecht zu sein, wenn er es ebenso machte, wie die Welt, die jede Gelegenheit benutzt, um reicher zu werden.

Da das wieder so ein Punkt war, wo er mit seinem eigenen Denken und Grübeln nicht zurecht kam, beschloß er, bei seinem nächsten Besuch den alten Müller zu fragen, denn der und einige von den Glaubensgenossen unter den Schafzüchtern waren entschieden wohlhabende Leute und doch machten sie sonst auch im praktischen Leben vollen Ernst mit dem Worte Gottes.

So ließ er denn die Hauptsumme seiner diesjährigen Ernte, etwa dreitausend Rubel, fürs erste bei dem Großkaufmann in der Stadt auf Zinsen liegen und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um wieder einmal seinen väterlichen Freund besuchen zu können.

Inzwischen war die Aussaat des Weizens fürs nächste Jahr zu bestellen, und wieder pachtete er sich soviel Land hinzu, daß kaum einer im Dorf ihm in der Menge des besäeten Landes gleichkam.

Man sprach im Dorf viel von Jegors Glück, und mancher meinte: das Bibellesen und Frommsein sei doch eine vorteilhafte Sache.

Andere sagten: es kommt daher, daß er nicht mehr Schnaps trinkt, da ist er kräftiger und schneller bei der Arbeit als wir.

Manche tadelten ihn freilich auch in diesem Stück, weil sie überhaupt kein gutes Haar an ihm lassen konnten und drohten mit einer Klage bei der Obrigkeit, weil Jegor nicht alle die vielen Feiertage einhalte wie sie.

Man hatte ihn am Eliastage frühmorgens um drei Uhr mit seinem Knecht zur Arbeit fahren sehen; zurückkommen von dieser Arbeit hatte ihn freilich niemand gesehen, weil das spät abends war, wo das ganze Dorf in gewohnter Weise den Feiertag in allgemeiner Trunkenheit beschlossen hatte.

Da, es mochte Ende September sein, erkrankte Jegors Tante plötzlich sehr heftig. Und da sie keine Magd hielten, teilten sich der Onkel und Jegor in die Pflege, so gut es ging. Die Kranke lag bald in Fieberphantasien da, bald, wenn sie klar war, klagte sie über heftige Schmerzen im Leibe und im Kopf, und Jegor konnte doch nicht helfen.

Mehr als einmal in diesen Tagen der Pflege ging es ihm durch den Sinn: Ist es nicht eine Schande, daß man uns so gar nichts lehrt über den menschlichen Körper und seine Krankheiten? Der Arzt wohnt dreißig Kilometer weit

und hat ein riesiges Gebiet zu bedienen, den kann man schwer, ja oft gar nicht bekommen.

Nun ließen es freilich alle alten Mütterchen in dem Dorf nicht an ihren Besuchen und ihren medizinischen Ratschlägen fehlen.

Die eine wußte ganz genau, was der Kranken fehle und schlug vor, man müsse Krummholzöl sich verschaffen, dasselbe kochen und dann ein Blättchen Papier hineinwerfen, auf dem die Namen der vier Flüsse, die im Paradiese waren, geschrieben ständen, wenn man der Kranken von diesen Tropfen eingeben würde, so würde sie ganz gewiß gesund werden.

Ein anderer riet, man solle einen irdenen Topf mit glühender Asche füllen, und wenn er heiß genug geworden, die Asche ausschütten und den Topf mit der Öffnung auf die Haut der Kranken legen, das ziehe dann eine große Geschwulst, und da wäre denn alles Schlimme aus dem Körper in dieser Geschwulst ausgezogen.

Andere rieten, trotz des Fieberzustandes das beliebte Heilmittel des Dampfschwitzbades anzuwenden. Oder, Jegor solle in der Nacht um zwölf Uhr auf den Kirchturm steigen und von der Glocke etwas Grünspan abkratzen, das werde helfen. Oder, er solle draußen in den Kehrichthaufen des Dorfes ein Hühnerbein suchen und damit über die schmerzhaften Stellen streichen; dann solle er hinausgehen und weiter suchen, bis er das andere Bein dazu finde, da ein

Huhn doch immer zwei Füße hätte; sowie er beide Hühnerbeine zusammen hätte, wäre die Kranke gesund.

Die Kranke ächzte zwischen all diesen Ratschlägen, und Jegor mußte seufzen über seine Unkenntnis und Hülflosigkeit, aber auch über den blinden Aberglauben seiner Dorfgenossen.

Mit dem Vorurteil gegen den Doktor und dessen Medizin hatte er selbst nicht zu kämpfen, wie sonst wohl die Nachbarn es thaten. — Die Scheu vor der Ausgabe — denn dem Doktor mußte jede Fahrt bezahlt werden — hielt ihn auch nicht ab, denn an Geld fehlte es ihm ja nicht. Das Unglück war nur, es war kein Doktor zu bekommen, denn der Knecht, der am dritten Tage nach der Erkrankung in jenes Dorf gefahren war, wo der Doktor wohnte, hatte die Nachricht gebracht, der Doktor sei in der entgegengesetzten Richtung noch einmal fünfundzwanzig Kilometer weit zu einem schwerkranken Gutsbesitzer geholt worden, wo man ihn gegen hohes Honorar nicht vom Bett des Kranken ließ; er war also für die ganze Umgegend nicht zu haben.

So legte man denn mit heimlichem Gebet nasse Tücher an die schmerzhaften Stellen, gab der Kranken eine bequeme Lage und kühlende Getränke. War sie bei Bewußtsein, dann sprach sie wohl vom Sterben und vom Abendmahl, daß sie gern noch vorher nehmen würde, ließ sich auch von

Jegor etwas vorlesen und bat ihn dann wohl, daß er mit ihr bete.

Schneller, als man es gedacht hatte, ging es mit der alten Frau zu Ende. Vor Schmerz betäubt, saß der Onkel auf einer niedrigen Bank neben dem Bett und weinte wie ein Kind.

Das Gesicht der Sterbenden nahm schon jenen Zug an, der auf ein baldiges Abscheiden schließen läßt. Da richtete sich die Sterbende plötzlich in die Höhe und flüsterte:

„Ich muß das Abendmahl bekommen; ich kann nicht in Frieden sterben ohne Vergebung meiner Sünden und das Abendmahl.“

Mit geheimem Widerstreben erfüllte Jegor ihre und des Onkels Bitte und ging trotz der späten Nachtstunde nach dem Hause des Priesters.

Es mochte nicht mehr weit von Mitternacht sein. Die Läden der Priesterwohnung waren geschlossen, und doch drang aus dem Eckzimmer Licht auf die Straße. Ja, es kam dem Draußenstehenden vor, als hörte er laute Stimmen darin reden.

Die Thür wird in der südrussischen Steppe für gewöhnlich nicht geschlossen, und so konnte Jegor, ohne Lärm zu machen, bis in den Hausflur gelangen. Wie er sich hier vorsichtig nach der Zimmerthür hintastet, hört er laute

Stimmen in den abgebrochenen Sätzen der Trunkenheit rufen:

„Karo war Trumpf — Spitzbuben — betrügen wollt ihr mich!“

Und es klang, als ob eine Faust dröhnend auf die Tischplatte niedersauste, denn nach dem dumpfen Schlage hörte Jegor das Gläserklirren bis nach draußen.

Unschlüssig, ob er hier die Thür öffnen solle, oder nicht, blieb er stehen.

Das Kartenspiel ist dem russischen Popen verboten. Thut er es mit verschwiegenen Freunden beim nächtlichen Gelage, wie es offenbar hier der Fall war, dann mußte ihm eine Überraschung bei dieser Gelegenheit höchst unangenehm und bedrohlich erscheinen, und Jegor wollte nicht neue Verwickelungen mit dem Popen heraufbeschwören. Er beugte sich zum Schlüsselloch und überblickte richtig den Kartentisch, an dem außer dem Popen noch der Landgensdarm aus dem nächsten Dorf und der Kirchenälteste saßen.

Seufzend schlich sich Jegor zurück, wie er gekommen.

„Solch ein Mensch,“ mußte er denken, „könnte doch jetzt unmöglich mit den heiligen Gefäßen zu der Sterbenden treten und ihr die letzten Tröstungen des Glaubens spenden.“

Als er wieder in die Krankenstube trat, traf ihn der wundersam klare Blick der Sterbenden, der so schwer zu hintergehen ist, und sie fragte sofort:

„Er hat wohl nicht kommen wollen, weil wir es sind, die nach ihm schicken?“

„Nein,“ antwortete Jegor kurz, „er konnte nicht gut kommen.“

„Warum nicht?“ fragte der Onkel erregt.

Als Jegor schwieg, sagte die Tante:

„Dann war er wohl betrunken?“

Jegor nickte traurig und nahm wieder seinen Platz an ihrem Bett ein.

Es war so still in dem Gemach zwischen den Drei, daß man das Ticken der Uhr hörte.

Plötzlich faßte die Sterbende mit ihren erkaltenden Händen Jegors Hände und flüsterte, während ihr die Thränen über die eingefallenen Wangen rannen:

„Dann gieb du mir das Abendmahl.“

Jegor fuhr zurück.

„Ich?“ sagte er beklommen. „Wie kann ich das? Wie darf ich das? Ich weiß wirklich nicht, mir scheint, das ist unmöglich.“

„Thue es doch,“ drängte ihn der Onkel. „Wir haben Weißbrot, und von der Flasche Wein, die wir gestern zum Getränk für sie holten, ist noch genug übrig. Wir wollen es alle drei zusammennehmen. Hast du nicht erzählt, daß bei deinem Müller auch ein Schafzüchter das Abendmahl ausgeteilt habe?“

Jegor schwankte, und die verschiedensten Empfindungen durchkreuzten seine Sinne.

Da flehte die Sterbende wieder:

„Thue es doch, Jegor. Ist es ein Unrecht, dann will ich es dem Heiland sagen, ich komme ja gleich zu ihm und will ihn bitten, er soll es uns verzeihen.“

Da konnte auch Jegor nicht länger widerstehen. Er schnitt ein paar Streifen vom Weißbrot ab, wie er es bei jener Abendmahlsfeier seiner neuen Glaubensgenossen gesehen hatte, goß von dem Wein in ein Glas und stellte beides zurecht. Dann las er einige Verse aus dem sechsten Kapitel des Johannesevangeliums vor, wo von dem Fleisch und Blut Jesu die Rede ist, kniete nieder, betete und teilte nachher Brot und Wein mit den Worten aus, wie er es schon einige Male bei den andern Stundisten gehört hatte.

Die Sterbende wurde zusehens ruhiger, drückte ihm dann nochmals mit dankbarem Blick in den halbgebrochenen Augen die Hand und schien dann in einen tiefen Schlaf zu fallen. Auch der Onkel schlief ein, da er von dem Wachen der letzten Nächte erschöpft war.

Jegor setzte sich an den Tisch, schlug seine Bibel auf und versuchte zu lesen, aber über dem Lesen kamen ihm die Gedanken, die ihn störten.

„Warum sind wir solch ein Volk, das keine Hirten hat? Warum lehrt man uns nicht aus Gottes Worte? Warum müssen so viele Andere sterben in Rußland und

ohne den Trost des wahren Glaubens jammervoll zu Grunde gehen?“

Und wie schon so manchesmal kamen ihm bei diesem Sinnen die Thränen, und er betete für sein Volk um Befreiung von dem Menschenwahn und der Blindheit, in tiefer Herzensbewegung. Dadurch war ihm das Herz wieder leichter geworden, und wie es so seine Art war, las er vor sich hin mit gedämpfter Stimme Seite um Seite, ohne aufzuschauen; nur dann, wenn ein Spruch ihn besonders auffiel, hielt er einen Augenblick ein.

Bei solch einer Pause schien es ihm plötzlich, als machte die Sterbende eine Bewegung. Er sprang auf und eilte an ihr Bett.

Da sah er in die weitgeöffneten Augen der Greisin und war erschrocken über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen zu sein schien. Sie erkannte ihn aber noch und flüsterte kaum hörbar:

„Jegor, ich danke dir, daß du mir geholfen hast zum Glauben an Jesum. — Jesus war eben hier und sprach mit mir, er will — —“

Hier stockte das Flüstern, ein bitterer, schmerzlicher Zug flog über ihr Antlitz, und es kam Jegor vor, als seufze die Sterbende tief auf. Wie er sich tiefer auf sie herabneigte, merkte er es dem Auge an, daß es gebrochen sei, und das Herz stand stille.

Siebentes Kapitel.

Vier Wochen nach dem Tod der alten Tante, die trotz ihres hohen Alters die weiblichen Arbeiten in dem kleinen Haushalt nach Kräften versehen hatte, erklärte der Onkel eines Tages:

„Jetzt ist es aus; du mußt heiraten, es geht nicht länger. Ich habe Pflege nötig, das Haus hat eine Frau nötig. Eine Magd kannst du nicht anstellen, ohne daß es Gerede giebt. Sieh zu, daß wir eine Frau ins Haus bekommen, ehe es recht Winter giebt.“

Jegor war bei diesen Worten rot geworden, aber er konnte nicht gleich antworten.

„Weißt du denn keine, die du gerne möchtest?“ hob der Onkel wieder an. „Früher, ehe du zum Glauben kamst, hattest du doch so eine Liebschaft, wie die andern Dorfburschen, mit der Awdotja.“

Jegor schüttelte den Kopf und erwiderte ernst:

„Das waren thörichte und sündliche Streiche. Selbst wenn ich nicht wüßte, daß die Awdotja sich mit andern Burschen eingelassen hat, könnte ich doch jetzt sie ebensowenig heiraten, wie irgend eine andere aus unserm Dorf. Wir kämen in das größte Elend, wenn wir eine Frau herbekämen, die nicht so glaubt, wie wir. Aber ich weiß doch eine, die mir gefallen würde, nur weiß ich nicht, ob sie mich nimmt."

Jetzt fuhr der Onkel beleidigt auf:

„Na, das müßte dann eine Thörin sein. Du bist einer der wohlhabensten in unserm Dorf, du bist ein stattlicher Mann, wer sollte dich nicht nehmen? Wo ist sie denn?"

„Es ist die Tochter des alten Müllers, bei dem ich ja schon wiederholt war," gab Jegor zurück. „Aber ich habe nie mit ihr ein Wort über solche Dinge geredet und weiß nicht, ob es der Vater nicht doch für Hochmut oder Anmaßung von mir hält, wenn ich seine Tochter begehre, denn er ist viel gebildeter als wir, und es müßte, wenn ich die heirate, bei uns manches anders werden."

„Das ist einerlei," entschied der Onkel. „Morgen am Tage fahren wir beide hin und machen die Sache in Ordnung."

„Aber, Onkel, hast du auch überlegt, wie wird es mit der Trauung? Vom Popen hier kann ich mich nicht trauen

lassen. Es wäre Betrug, wenn ich all die Zeremonien der kirchlichen Trauung mitmachen wollte, obwohl ich doch nichts von all diesem Zeug halte. Wer weiß auch, ob Liesa oder ihr Vater das erlauben würde, selbst wenn ich es wollte. Die leben schon in einer ganz andern Luft; ich glaube, sie werden nichts von solch einer Trauung wissen wollen."

Der Alte machte ein verblüfftes Gesicht und fragte leise:

„Ja, wie meinst du denn, ganz ohne Trauung?"

Jegor nickte.

„Schrecklich," seufzte der Alte, „so etwas war doch in meiner Jugend unerhört. Und wenn ihr Kinder bekommt, erkennt der Staat sie nicht an, sie können nicht einmal als eure rechtmäßigen Erben eingeschrieben werden; mein Land und alles, was du erwirbst, das geht dann nach deinem Tode in fremde Hände über."

„Ich weiß," nickte Jegor, „daß alles so steht, und darum ist es eben besser, wenn wir uns mit Liesas Vater über die Sache aussprechen, der wird uns schon die richtige Antwort geben, denn ich glaube nicht, daß der Herr Jesus uns auch in solchen Dingen im Stich lassen wird. —"

Am andern Abend, als es anfing zu dunkeln, lenkte Jegor seine Pferde auf den Hof bei der Wassermühle.

Das war ein herzlicher Empfang, der ihm zu teil wurde, und auch sein Onkel wurde als Gesinnungsgenosse

auf das freundlichste begrüßt. Wie that das doch so wohl, sich hier unter seines gleichen so aussprechen zu können und dabei von dem reiferen Urteil und dem Glaubenslicht des alten Müllers sich erbauen und erquicken zu lassen. Aber heute fühlte sich Jegor doch nicht so wie sonst hier und dem scharfen Blick des Alten entging seine Befangenheit nicht.

Als die Seinen nach dem Abendbrot und Abendsegen sich zurückgezogen hatten, fragte er Jegor auf den Kopf, was heute zwischen ihnen läge, daß er ihn nicht so frei und offen anschauen könne wie sonst.

Da brachte Jegor zögernd seine Werbung vor, und wie glücklich war er, als ihn der Alte statt aller Antwort umarmte und küßte und laut ausrief:

„Eine größere Freude konnte mir der Herr kaum schenken, als daß mein Kind einen solchen wahren Jünger Jesu zum Mann bekommen soll; denn daß sie das will, das wußte ich schon seit deinem ersten Besuch. Ich glaube, meine Alte ist sogar im stande gewesen, darum zu beten, daß der liebe Gott euch zusammenführen soll. Ich freilich thue dergleichen nicht, aber wer will was sagen gegen die Weiber? Dann brauchen die aber auch nicht jetzt schlafen zu gehen. He! Holla! Mutter! Liesa! Kommt nur noch einmal zurück, hier giebt es etwas für euch zu hören!“

Und wirklich wurde noch am selben Abend die Verlobung gefeiert, und Jegor konnte neben seiner glücklich errötenden Braut niederknien, um den Segen des alten Müllers zu empfangen. Dann setzte man sich noch zu ruhiger Besprechung zusammen.

Auf jede größere Aussteuer der Braut verzichtete Jegor; außer ihrer Leibwäsche und etwas Kleider für den Anfang brauche sie nichts mitzubringen. — Aber wie würde es mit der Trauung?

Der Müller sagte mit ernstem Gesicht:

„Ja, Kinder, das ist ein Punkt, der muß besprochen werden. Die meisten von uns Stundisten lassen sich nicht mehr kirchlich trauen, verschaffen sich aber dennoch einen kirchlichen Trauschein, und obwohl es wie ein krummer, unrechter Weg aussieht, weiß ich doch einen Grund, weshalb man nicht umhin kann, es immer wieder so zu machen. — Wenn es blos um die Erbschaft oder den ehrlichen Namen der Kinder sich handelte, die der Herr euch etwa schenken wird, so würde ich noch nicht einmal so sehr darauf sehen, daß ein kirchlicher Trauschein beigebracht wird. — Aber ein Punkt im Strafgesetzbuch, das ja der Stundisten einziges Recht ist, besagt, wenn ein Mann nach Sibirien verschickt wird, kommt es darauf an, ob er verheiratet ist oder nicht. Der unverheiratete bekommt schwere Arbeit in Bergwerken und andern Regierungsunternehmungen; dem Verheirateten aber wird es gestattet, statt dessen sich an dem Verbannungs-

orte anzusiedeln, wenn nämlich seine Frau sich vor Gericht bereit erklärt, ihm in die Verbannung zu folgen. Damit müssen wir Stundisten rechnen, daß heute oder morgen über einzelne oder über uns alle die Verfolgung hereinbricht, und darum halte ich es für meine Pflicht, darauf zu bestehen, daß solch ein kirchlicher Trauschein beigebracht wird. So wie ihr den habt, findet die Trauung hier bei mir im Beisein einiger Gesinnungsgenossen in aller Stille statt; ich traue euch selbst, und dann fahrt ihr ruhig heim."

„Ja wie bekommt man solch einen Trauschein?" fragte Jegors Onkel mit ängstlichem Gesicht.

„Das kann ich nicht einmal genau sagen," antwortete der Wirt. „Nur will ich dann dem Jegor einen Empfehlungsbrief an den jüdischen Schenkwirt, wißt ihr, nicht weit von hier an der großen Landstraße, mitgeben; der wird für dreißig bis vierzig Rubel die Sache schon besorgen."

„Ja, wird der uns aber nicht verraten?" fragte Jegor.

„Nein," lächelte der Alte, „des Mannes bin ich sicher. Ich habe ihn einmal mit meinen Söhnen vom Tode gerettet, als er verirrt und von Wölfen verfolgt, hier in der Nähe um Hülfe schrie. Seither haben wir schon die besten Beweise für seine Treue und Zuneigung zu uns erhalten."

„Aber, was meinst du Liesa," fragte Jegor, „willst du denn auch wirklich mit mir nach Sibirien gehen, wenn man mich verschickt?"

Sie lehnte sich errötend an seine Schulter und sagte:

„Ich will mit dir gehen, wohin der Herr uns führt, uns soll niemand scheiden, als der Tod."

Am andern Tage kehrte Jegor bei dem jüdischen Schenker ein, übergab ihm das Schreiben des Müllers und beobachtete gespannt des Lesenden Züge.

„Weiter nichts?" schmunzelte der Jude, als er fertig war. „Das wird besorgt. Setze dich und schreibe mir nieder, — denn als Stundist wirst du ja schreiben können — wie ihr beide heißt, wie die Eltern heißen, wann und wo ihr geboren seid und den Tag, an dem ihr getraut werden wollt. Dann legt mir das Geld dazu, was ich für die Bestechung des niedern Kirchenbeamten zahlen muß, der diese Eintragung in sein Kirchenbuch besorgt und den Trauschein darauf hin auch ausfertigt. Ich will nichts für meine Vermittlung; ich bin dem alten Müller noch viel mehr Dank schuldig, als das."

Jegor dankte erfreut.

„Ja, wie geht denn das zu, daß solch ein Trauschein ausgegeben wird, ohne daß der Priester später den Betrug merkt!"

Der Jude lachte und erwiderte:

„Stellt euch doch nicht an, als ob ihr die Popen nicht kennt. Jener Diakon wird der Frau des Popen nach irgend einer Amtsfahrt, die er mit dem Popen gemacht hat, und wo dieser schwer betrunken nach Hause kam, zehn Rubel

abgeben und sagen: Das ist von der Trauung, die das Väterchen gestern Abend vollzogen hat, als er schon nicht mehr ganz klar gesehen hat, und da habe ich gedacht, ich wollte euch das Geld bringen, damit es nicht verloren geht."

Und wirklich, auf diese Weise, kam alles in Ordnung.

Jegor brachte seine liebliche junge Frau nach der stillen Trauung im väterlichen Hause zu allgemeiner Verwunderung des Dorfes nach Hause. Und als man fragte, ob sie denn auch getraut seien, ja, als der Priester selbst sich argwöhnisch darnach erkundigte, wer ihm denn diese gute Einnahme vor der Nase weggeschnappt hätte, einen so wohlhabenden Mann wie Jegor zu trauen, ohne daß das vorgeschriebene Aufgebot im Heimatsdorf vollzogen worden, da wies ihm Jegor mit geheimem Herzklopfen den offiziellen Trauschein vor. Der Trauschein war richtig, und dem Popen blieb nichts übrig, als darüber zu murren, daß man auswärts heirate, ohne im eignen Dorf die Gebühren zu bezahlen.

Um nicht weitere Schwierigkeiten zu bereiten, zahlte ihm Jegor noch einmal zehn Rubel für die nicht stattgehabte Trauung. So kam wenigstens äußerlich die Sache in Ordnung, und eine Weile blieb alles ruhig. Jegor gewöhnte sich daran, wenn der Pope oder sein habgieriges Weib Anspielungen von Verklagen machten, sie mit irgend etwas abzufinden; bald Geld, bald kleine Hülfen in der Wirtschaft mußten dazu dienen, die stete Gefahr fernzuhalten.

Da sich außerdem der Stundismus in dem Dorfe nicht ausbreitete, sondern die Zahl der Erweckten, die sich zu regelmäßigen Versammlungen in Jegors Haus zusammen fanden, nie über zehn stieg, gewöhnte sich das ganze Dorf allmählich daran, daß das nun einmal eine besondere Liebhaberei dieser Leute sei, und niemand bekümmerte sich weiter um das absonderliche Thun dieses kleinen Häufleins.

Darüber gingen mehrere Jahre hin, und die Gemeinde wuchs nach innen, während sie sich scheute, nach außen Propaganda zu machen. Die Nachrichten, die Jegor von seinem Schwiegervater oder aus den Zeitungen über Verfolgungen von Stundisten in andern Gouvernements erhielt, dienten dazu, sich der Gefahr, in der man schwebte, bewußt zu bleiben; ja, vielleicht half dergleichen mit dazu, daß die Gläubigen sich ängstlicher und vorsichtiger gegen alle die benahmen, die sie mit dem Ausdruck „Welt" zu bezeichnen pflegten.

Man störte das Leben und Treiben der Andern nicht, war ein gefälliger Nachbar, ein umsichtiger Landwirt, allezeit bereit, dem Dorfe mit Rat und That beizustehen. Was Wunder, daß ob solchem Thun und Treiben auch die Nachbarn stillschwiegen. Wären nicht die Abgaben an den Popen gewesen, die zuweilen in ihrem steten Wachsen lästig wurden, so hätte man eigentlich gar nichts zu klagen gehabt.

Dazu war Jegor auch in seiner Ehe glücklich, denn Liesa hatte sich besser eingelebt, als er anfangs geglaubt.

An Arbeit und stilles Leben in ihrem Haushalt war sie ja gewöhnt; das einzige Vergnügen, wonach sie bisweilen verlangte, und was er ihr ja auch gern gewährte, weil das sein eigenes größtes Glück ausmachte, bestand darin, daß sie gemeinsam zum alten Müller fuhren, um ein paar Tage als seine Gäste nicht nur an seinem Tisch zu essen, sondern auch geistige Anregung und Nahrung für ihre Seele zu empfangen.

Bei diesem stillen Leben wuchs Jegors Wohlstand in einer für seine Dorfgenossen Staunen erregenden Weise. Der gewöhnliche russische Bauer denkt nicht daran, Unternehmungen von weittragender Bedeutung zu planen oder auszuführen; Jegor aber pachtete sich Land in der Umgegend, soviel er nur zu mäßigem Preise bekommen konnte, pflügte und säete mehr, als irgend einer im Dorf und beschäftigte sich mit der in Südrußland noch sehr profitabeln Viehzucht. So kaufte er am Frühjahrsviehmarkt in Kachowka dreißig bis vierzig einjährige Rinder und zog sie zwei Jahr lang auf seinem gepachteten Weideland auf, wobei er eigentlich nur im Winter die Ausgabe für ein paar Monate Fütterung hatte. Aber auch diese kam ihm nicht teuer zu stehen, da er auf billig gepachtetem Heuland mit einer, zum Staunen seiner Dorfgenossen angeschafften Grasmähmaschine selbst das Heu machte. Nach diesen zwei Jahren verkaufte er die Tiere für den vier bis fünffachen Preis des Einkaufs.

Dann machte er mit kleinen Schafzüchtern folgende Abmachung.

Er gab ihnen etwa je dreißig bis vierzig Schafe, die sie auf ihrem Land zu weiden und zu hüten hatten. Diese kleine Herde verdoppelte sich in einem Jahr und wurde dann getheilt, die eine Hälfte gehörte dem Pächter und die andere Jegor; ebenso wurde das Wollgeld geteilt, und so vermehrte sich sein Besitz an Schafen, ohne daß er besondere Arbeit und Unkosten dabei riskiert hätte.

Es gab schon Leute im Dorf, die scherzweise ausrechneten, wann Jegor sich wohl ein eigenes Gut kaufen würde, denn daß er, außer all diesen Unternehmungen, mehrere tausend Rubel in der Bauernbank der Kreisstadt auf Zinsen gelegt hatte, wußten viele. Er selbst blieb schlicht und einfach und konnte sich bei der ehrlichsten Selbstprüfung sagen, daß sein Herz an dem wachsenden Vermögen nicht hing, im Gegenteil, es floß ihm zu, er wußte selbst nicht recht wie.

Das einzige, was er vermißte, war eine Thätigkeit zur Ausbreitung des neuen Glaubens, aber da die Zeiten für den Stundismus immer noch ungünstig waren, hielt sein Schwiegervater ihn ängstlich von jeder weiteren Arbeit zurück.

So mochten etwa drei Jahre nach seiner Verheiratung dahingegangen sein, als darin plötzlich ein Umschwung eintreten sollte.

In einem großen Russendorf, das nur wenige Kilometer von Jefimowka, Jegors Wohnort, entfernt lag, war ein Knecht aus der Krim angestellt, der die Keime dieser neuen Lehre in arger Entstellung unter die Leute warf. Er predigte abends vor den jungen Leuten des Dorfes mit großer Begeisterung und eigner Rührung, und die Sache machte gewaltiges Aufsehen.

Auch Jegor fuhr einmal gegen Abend herüber, um den neuen Volksredner zu hören. In einer leeren Scheune fand er eine dichtgedrängte Versammlung von etwa hundertfünfzig Köpfen, die den Reden des jungen Knechtes mit atemloser Spannung lauschte. Jegor hatte sich im Hintergrund unbemerkt aufgestellt, um erst den Geist, der hier wirkte, kennen zu lernen.

Da hörte er gerade, wie der Fremde über das Wort Jesu sprach: „Selig seid ihr Armen — wehe euch Reichen."

„Ja seht, meine lieben Brüder und Schwestern, der Herr Jesus war selbst arm, er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte, ganz arm, und darum weiß er, wie es den armen Leuten zu Mut ist, darum liest er in unsern Herzen und fühlt mit uns, was wir fühlen. Und darum sagt er, die Armen sollen selig sein, den Armen soll das Evangelium gepredigt werden, und die Reichen werden hinausgestoßen in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen ist. Seht nur, wie macht es der Kulak (Dorfwucherer)? Er borgt euch Geld, wenn ihr in Not seid, so etwa Ende

Mai, wenn die Ernte vor der Thüre ist und sagt: ich will dir es schenken, ich will dir's billig geben, du sollst mir für jede Woche vom Rubel nur eine Kopeke geben. Das klingt doch ganz gut, und der einfache Bauer versteht nicht zu rechnen und überlegt sich nichts. Ist es nicht so, meine Brüder?"

„Ja wohl!" bekräftigten die Zuhörer im Chor.

„Nun hört aber zu. Also im Mai hat er das geborgt, wollen wir sagen: hundert Rubel. und erst gegen Ende September hat der Bauer Geld, daß er es bezahlen kann; jetzt muß er die hundert Rubel wiederbringen und außerdem sechzehn Rubel, das sind aber für das Jahr über fünfzig Prozent. Das würde doch keinem Menschen einfallen, solche hohe Zinsen zu zahlen, wenn er etwa das Geld von irgend einer Bank borgen würde. Der Kulak darf auch gar nicht einklagen, weil das Gericht solche Zinsen gar nicht einzieht, aber er weiß, daß ihr dumm seid und vor ihm Angst habt, und daß die Polizei mit ihm unter einer Decke spielt, darum bringt er es fertig. Und wenn die Ernte schlecht ausfällt, und ihr könnt es nicht bezahlen, dann nimmt er euch euer Vieh oder Pflug oder Wagen weg, und was ist ein Bauer, wenn er diese Sachen nicht mehr hat? Dann ist er ruinirt, und solch Elend schreit im ganzen Lande gen Himmel. Wie spricht Gottes Wort? „Ihr Blut schreit zu mir gen Himmel, ich will mich aufmachen und ein Rächer werden, um mein Volk zu erlösen." Jesus ist gekommen, um euch von all eurem Elend los zu machen. Er hat gesagt zu seinem Vater im Himmel:

(Hier bekreuzte sich der Redner und viele seiner Zuhörer nach alter Gewohnheit), Vater, hat er gesagt, ich will nicht, daß meine Russen solch elendes und geknechtetes Volk sein sollen, dem der Kulak das Geld und den Schweiß abnimmt, das der jüdische Schenker durch den Schnaps verdirbt, das die Polizei und die Obrigkeit auf das ungerechteste behandeln; meine Russen sollen frei werden, wie andere Völker und sollen es gut haben, wie andere Völker, und darum will ich jetzt mein Evangelium unter die Leute bringen, das soll ihnen die Augen aufthun, daß sie aufwachen, wie einer, der lange im Schlaf gelegen hat. Und jetzt ist es sein Wille, daß man das in allen Dörfern predigt: macht euch auf und glaubt an das Evangelium, laßt euch nicht mehr von den Popen vor die toten Heiligenbilder führen, laßt euch aber auch nicht mehr durch den Schnaps bethören, denn der Schnaps macht blind und wild. Hört aber auch auf, für die Wucherer zu arbeiten; es steht geschrieben: alles ist euer. Also auch alles Geld, was die Reichen haben, gehört eigentlich euch. Den Kindern Gottes gehört die ganze Welt. Bezahlt nur keinem der Wucherer, was ihr ihnen schuldig seid, sondern steht alle zusammen, und wenn sie euch verklagen, dann jagt sie aus dem Dorf hinaus. Und wenn sie dann mit der Polizei kommen, dann muß wieder das ganze Dorf zusammen halten und die paar Gensdarmen mit Steinen aus dem Dorf jagen. Was wird dann werden? fragt ihr. Dann kommt die Sache in die Zeitung, und

dann liest auch das Zarväterchen die ganze Geschichte. Was wird er machen? Wird er Soldaten schicken, daß sie auf ihre Brüder schießen sollen? Das fällt ihm nicht ein. Wird man das ganze Dorf nach Sibirien schicken? Einen einzelnen kann man verschicken, aber das ganze Dorf nicht, wenn es fest zusammenhält. Wir haben das Recht, denn das Land gehört dem Bauer, der da arbeitet, und niemand kann es uns absprechen. Dann wird der Zar noch einmal sein armes Volk befreien, wie er es einmal gethan hat bei der Leibeigenschaft; dann wird er erst hören und sehen, wie es bei uns steht, und dann wird er uns sagen: Ihr seid meine Kinder, und wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, will ich mich über euch erbarmen. Ihr braucht keine Steuern mehr zu bezahlen, keiner braucht etwas weg zu geben, damit andere Leute von seiner Arbeit großartig leben, nein, es wird dann kommen, wie geschrieben steht: Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele."

Länger konnte sich Jegor nicht halten. Ungestüm brach er sich bis zum Redner Bahn und stellte sich dann neben ihn auf eine umgestülpte Haferkiste und winkte mit der Hand, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Etwas verdutzt maß ihn der Redner von oben bis unten, ließ ihn aber doch sprechen.

„Hört mich an, Brüder und Schwestern," begann Jegor mit bewegter Stimme. „Wahr ist es, daß der Herr Jesus uns sein Evangelium will verkündigen lassen, daß er

gekommen ist, die armen Sünder zu sich zu rufen, und daß an vielen Orten in unserm Rußland die Menschen aufwachen und sich um das Evangelium scharen. Und das ist es auch, was ihr hören sollt mit beiden Ohren, und was ihr in euer Herz fassen sollt, daß ihr glaubt allem, was Gottes Wort uns lehrt. Wer von euch zu lesen versteht, der ruhe nicht eher, bis er sich eine Bibel verschafft hat, um selbst zu lesen, was Gott uns darin mitteilen läßt. Und wer noch nicht lesen kann, der soll sich bemühen, das zu lernen, denn es steht geschrieben: sie werden alle von Gott gelehret sein. Auch ich bin ein einfacher Bauer wie ihr und habe den Frieden meiner Seele gefunden und will gern herkommen, um euch Gottes Wege zu sagen, damit ihr Buße thut und glauben lernt an Jesu Gnade. — Aber das andere, was dieser Mann da mit hinein geredet hat, das ist nicht von Gott, das ist eine Verführung vom Teufel, das ist Unkraut, das der böse Feind unter den guten Samen säen will. Was ihr schuldig seid, das müßt ihr bezahlen, und es wird bei uns nicht besser werden dadurch, daß ihr aufhört zu bezahlen, oder daß ihr die Kulaks aus dem Dorfe jagt und die Polizei dazu, sondern nur dadurch, daß ihr Alle anfangt, nach dem Evangelium zu leben; wo die Männer aufhören zu saufen und statt dessen fleißig und treu bei ihrer Arbeit sind, und die Weiber zu Hause alles ordentlich versehen, dann wird ein einziger Mann im Dorf davon großen Schaden haben, das ist der jüdische Schenker. Aber

damit thut ihr nichts gegen das bürgerliche Gesetz, denn die Obrigkeit ist auch von Gott, und Steuern muß man bezahlen, das hat der Herr Jesus selbst gethan und hat gesagt: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; und seine Apostel haben auch ermahnt: jedermann sei unterthan der Obrigkeit. Darum laßt euch von diesem Mann nicht verführen; was er sagt, ist halb aus dem Evangelium und halb aus den Schriften der Nihilisten. Viele von euch kennen mich, ich bin ja der Jegor aus Jefimowka. Was ich euch sage, das habe ich schon seit Jahren in unserm Dorf auch bewiesen mit meinem Leben, dieser ist ein fremder, landläufiger Knecht, der heute hier dient und morgen wo anders. Laßt euch nicht verführen durch allerlei Lehre, sondern sucht zuerst Jesus und seine Gnade, damit euer Herz anders wird, dann wird das Leben im Hause und im Dorf ganz von selbst schon anders und besser werden."

Der fremde Redner versuchte, hochrot im Gesicht, sich zu verteidigen und Jegor herabzusetzen, verwickelte sich aber in seiner Leidenschaftlichkeit in noch viel übertriebenere Behauptungen, als vorher, und wie er schweißtriefend endlich schwieg, hatte Jegor nur noch wenig Worte nötig, um die Menge über den Unterschied aufzuklären, der zwischen der wahren und der falschen Freiheit bestände.

Die geballte Faust gegen Jegor schüttelnd, verließ der Knecht die Scheune. Jegor aber wurde von dem Besitzer dieses Gehöftes aufgefordert, mit ihm und einem kleinen

Kreise von angeregten Bauern in seiner Wohnstube noch weiter zu reden. Er that es mit der größten Bereitwilligkeit, und das Ende war, daß sie gemeinsam niederknieten, und er die Sache Gottes in diesem Dorfe in des Heilands treue Hände befahl.

Es war weit über Mitternacht, als er auf seinen Wagen stieg, und er mußte es den angeregten Seelen versprechen, am nächsten Samstag Abend bei Einbruch der Dunkelheit wieder zu kommen, um einer größeren Versammlung den Heilsplan des Evangeliums zu entwickeln. Auch das geschah, und damit war der Stein ins Rollen gekommen. Jegor mußte nicht nur in diesem Dorf, sondern auch in mehreren andern der Umgegend als Erweckungsprediger auftreten, und zusehens wuchs ihm die Freudigkeit bei der Verkündigung des Wortes und die Kraft der Rede. Dadurch wurde auch die kleine Gemeinde in Jefimowka wieder lebendiger und freudiger, daß auch andere vor den Dorfgenossen mit ihrem Zeugnis hervortraten, dadurch aber stieg auch hier die Zahl der Erweckten fast von Tag zu Tag.

Achtes Kapitel.

Wenige Monate solch angeregter Thätigkeit waren erst dahingegangen, und schon spürte man es auf dem großen Jahrmarkt, der in dieser Zeit für die ganze Umgegend abgehalten wurde, aufs deutlichste, was für Interesse jetzt die Leute bewegte, denn in den Jahrmarktbuden und vor denselben standen Gruppen von Bauern zusammen und unterhielten sich für und wider über die neue Lehre. Verschiedene eifrige Redner fanden sich, die in den Schenken beim Jahrmarkt religiöse Versammlungen hielten, die mit Gebetsversammlungen endigten, wo Männer und Frauen in der ganzen Wildheit des Naturvolkes ihre Sünden bekannten und um Rettung schrieen.

Als Jegor das hörte, gab es ihm einen Stich ins Herz; jetzt ahnte er wohl, was kommen würde, aber er sagte sich: wirket so lange es Tag ist, es kommt die Nacht,

da niemand wirken kann. Und darum machte er sich in der jetzt arbeitsfreien Zeit von seinem Hausstand so viel als möglich los und sprach fast Abend für Abend irgendwo vor aufmerksamen Hörern. Überall waren die Räume zu klein, die niedrigen Bauernstuben überfüllt; ja, man mußte oft zu einer Scheune seine Zuflucht nehmen, und jung und alt drängten herzu, daß es für den Redner eine Lust war, von dem zu zeugen, was längst seine Seele erfüllte. Jegors Hof wurde auch am Tage jetzt selten leer. Da kamen die Bauern weither, die ihn zu sich mitnehmen wollten, daß er auch bei ihnen rede; da kamen angefochtene Seelen, die bei ihm Trost suchten. Man rief ihn zum Schiedsrichter über schwere Grenzstreitigkeiten, verlangte von ihm Auskunft über Bibelstellen oder hatte sonst allerlei Anliegen.

Seine Frau sagte ihm wohl bisweilen:

„Jegor, werde nicht hochmütig, daß sie aus dir solch einen Abgott machen."

Da pflegte er mit wehmütigen Lächeln zu antworten:

„Das ist nur ein kurzer Lichtblick, morgen oder übermorgen können die Gensdarmen kommen und holen mich in Untersuchungshaft."

Aber war es gerade die Gefahr und die Überzeugung, daß er nur kurze Zeit habe, es trieb ihn immer wieder, in begeisterter Rede des Heilandes Gnade zu predigen, und alle Erfolge, die er dabei erlebte, schien er kaum zu sehen, und alle körperliche und geistliche Anstrengung der letzten

sechs Wochen schien er nicht zu spüren; er glich dem Schnitter, der vor dem hereinbrechenden Gewitter noch schnell recht viel abzumähen sich bemüht.

Als Helfer und Berater in dieser schönsten Zeit seines Lebens erschien bei ihm eines Tages sein Schwiegervater; er hatte von den Erfolgen gehört und kam nun glückstrahlend ihm zu helfen. Hatte er auch nicht die Gabe einer hinreißenden, volkstümlichen Beredsamkeit wie Jegor, so wußte er doch in der Regel besser Bescheid und konnte in kleineren Kreisen den angeregten Seelen mehr Förderung und Klarheit geben, als der soviel jüngere Mann.

Eines Abends erschien ein Reiter auf Jegors Hof, der mit heißerer Stimme fragte:

„Wohnt hier Jegor Nelidoff?"

Als Jegors Frau, aus der Thür tretend, das bejahte, sprang er ächzend vom Pferde und bat:

„Gebet mir Wasser, ich verschmachte, ich bin fünf Stunden geritten, um rechtzeitig hier zu sein!"

Ein Knecht führte das schaumtriefende Pferd umher, und Liesa geleitete den Mann, der ihr bekannt zu sein schien, in die Küche. Als er hier Wasser getrunken hatte, nahm er seine Kappe ab, und da erkannte sie ihn: es war der Schenker an der großen Landstraße, nicht weit von dem Hause des Müllers.

„Herschel," rief sie ganz erstaunt, „ihr seid es, was treibt euch hierher?"

„Ach so, ihr seid die Tochter," besann sich der aufgeregte Mann. „Sagt mir nur schnell ob euer Vater auch hier ist?"

„Ja, hier in der Gegend ist er, Jegor und er kommen heute Nacht vielleicht um ein Uhr von einer größeren Versammlung nach Hause."

„Wenn es nur nicht zu spät wird," jammerte der Jude.

„Was ist denn geschehen? Ich begreife euch nicht, ich verstehe euch nicht."

Da erzählte der Jude mit gedämpfter Stimme:

„Heute vormittag hat in eures Vaters Haus eine Haussuchung durch Gensdarmen stattgefunden. Man hat allerlei stundistische Bücher und Schriften gefunden, unter andern ein Verzeichnis von den Häuptern der Stundisten auf zwanzig Meilen im Umkreis, und da ist auch sofort beschlossen worden, alle diese Anführer zu verhaften."

Liesa wurde leichenblaß und mußte sich am Herde halten, weil ihr die Füße den Dienst versagten.

„Da bin ich hergeritten," fuhr der Mann fort, „um euren Vater zu warnen. Ja, ich will ihm helfen, daß er entfliehen kann, und ich denke euer Mann muß auch fliehen."

„Warum habt ihr das gethan?" fragte das junge Weib, schon etwas gefaßter.

„Warum?" stieß Herschel heftig hervor. „Weil euer Vater mich gerettet hat, und weil ich ihn liebe, und weil er ein Gottesmann ist, so einer darf nicht in die Hände der russischen Polizei fallen; er muß fliehen nach Odessa und von dort über die Grenze. Ich schaffe ihnen beiden falsche Pässe, ich Herschel, ich bringe sie über die Grenze, und wenn der Kaiser mit allen Kosacken die Grenze bewacht, daß keine Maus durchschlüpfen kann, wir bringen sie durch, wir Juden, das können wir, und das soll euch keine Kopeke kosten. Denn er ist ein guter Mann und hat uns Juden, nicht nur mir allein, manche Freundlichkeit gethan. Wenn man uns sonst schlägt und verachtet, wir schweigen still und behalten es, aber wenn man uns liebt und uns Gutes thut, das behalten wir auch, und dann zeigen wir uns dankbar. Glaubt ihr, daß ich sonst fünf Stunden geritten wäre, bis mir der Leib weh thut und der Kopf dazu? Hätte mir einer hundert Rubel geboten und gesagt, ich solle fünf Stunden reiten, so hätte ich gesagt: das kann ich nicht, das vertrag ich nicht, ich bin kein Kosack, der mit dem Pferd zusammengewachsen ist. Aber für euern Vater da kann ich alles."

Nach einer Pause sagte Liesa:

„Nun ruht euch aus; ich werde euch etwas Essen bringen. Schweigt vor dem Knecht, auch vor unserm alten Onkel, der sich alles zu Herzen nehmen könnte. Und wenn dann in der Nacht die andern kommen, dann wecke ich euch, und

dann könnt ihr ihnen selbst berichten, was euch hergebracht hat.“

Als sie ihm den Rücken kehrte, schaute ihr Herschel verwundert nach.

„Ist das ein Weib! Sie weint nicht, sie schreit nicht, sie macht ein Gesicht wie die Jael, als sie dem Sissera den Nagel in den Kopf schlug. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß unter den Russen auch noch solche Weiber sind!“

In der Nacht gegen ein Uhr kamen die beiden Männer nach Hause und waren über das Wetterleuchten des hereinbrechenden Gewitters nicht sonderlich erstaunt, das hatten sie eigentlich schon lange erwartet.

Als Herschel mit der ganzen Lebhaftigkeit der Juden unter viel Gestikulationen seine Geschichte erzählt hatte und seinen Fluchtplan entwickelte, hob der greise Müller beschwichtigend den Arm.

„Setz dich, Herschel. Wir sind dir viel Dank schuldig, und Gott soll dir es lohnen an Kind und Kindeskind. Aber von deiner Flucht will ich nichts wissen. Ich bin seit vielen Jahren der Polizei schon längst als Stundist bekannt, und es hätte mir können schlecht gehen; da hätte ich schon längst flüchten müssen. Ich bin in Rußland geboren, und ich bleibe hier. Und wenn der Kaiser mich nach Sibirien schickt, dann ist mein Gott auch in dem Himmel zu finden, der sich über Sibiriens dunkeln Wäldern und öden Flächen wölbt, ich fliehe nicht.“

„Ich auch nicht!“ rief Jegor mit blitzenden Augen. „Die Erde ist des Herrn und alles, was darinnen ist. Gott, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist; dir wollen wir uns übergeben, dein wollen wir bleiben, mache du mit uns, was du willst; nur laß dein Werk in unserm Volk nicht untergehen, damit noch viele Tausende gerettet werden für die Ewigkeit.“

„Amen,“ sagte der alte Müller, und „Amen“ antwortete Liesa.

Der Jude aber wollte seinen Ritt nicht umsonst gemacht haben. Immer und immer wieder stellte er den beiden Stundisten die Gefahr vor, in der sie schwebten, die ungerechte Behandlung in den russischen Gefängnissen, die grauenhaften Strapazen des weiten Weges nach Sibirien und das trostlos einsame Leben in jener menschenleeren Wüste. Es half ihm aber nichts, die beiden blieben fest und baten ihn nur, er möchte, falls sie vielleicht schon morgen verhaftet würden, ihre Geldgeschäfte in die Hand nehmen, damit für die Dauer der gewöhnlich langwierigen Untersuchungshaft ihre Familien keine Not litten. Wenn es dann möglich wäre, sollte er ihnen von ihrem Vermögen später etwas an ihren Verbannungsort schicken, damit sie doch nicht von allem entblößt, gleich in den ersten Jahren zu Grunde gingen.

„Vor allen Dingen, Herschel,“ sagte der alte Müller, „vertrauen wir dir als einem unverdächtigen Freund alles

an. Wir wollen jetzt gleich aufschreiben, was von unserm Eigentum in den nächsten Monaten verkauft werden muß, wo ausstehende Gelder einzuziehen sind und legen das alles in deine Hände. Und dann werden wir dich benachrichtigen, wenn wir erst wissen, wohin wir verbannt sind. Voraussichtlich erlaubt man uns ja, unsere Familie mitzunehmen. Dadurch wird nicht nur die Reise viel bequemer, weil wir dann mit Familie, wenn auch unter Bewachung transportiert werden, sondern auch unser Los am Verbannungsort ist leichter, als du denkst. So viel ich weiß, werden wir in unbewohnter Gegend angesiedelt und müssen uns dort selbst allmählich unsern Unterhalt erwerben. Wenn uns dann durch sichere Vermittelung Geld geschickt werden kann, oder Vieh angeschafft werden kann, kommen wir sicher auch gut durch. Es wird sich nur fragen, ob dergleichen Vermittelung bis in den Kaukasus oder nach Sibirien dir möglich sein wird."

Herschel lachte stolz.

„Wo es Erde giebt, wo man darauf treten kann, da giebt es auch Juden, und wenn ein Jude dem andern die Empfehlung schreibt: das ist ein guter Mann, der die Juden lieb hat, dann wird der auch weiter sorgen, und von eurem Geld geht von hier bis nach Sibirien keine Kopeke verloren, da könnt ihr sicher sein. Laßt mich nur immer wissen, wo ihr seid, und was ihr braucht, und wenn euer Geld zu Ende ist, und ihr habt noch Not, dann werde ich, ich Herschel, dafür sorgen, daß ihr Geld kriegt."

Der alte Müller lachte, Jegor aber faßte den Juden an der Schulter.

„Mensch, ihr thut uns einen großen Dienst, da möchte ich euch auch einen Dienst thun: nehmt doch auch für euer Herz Jesu Gnade an, daß ihr selig werdet. Wenn ihr uns lieb habt, ist es dann so schwer, Jesum lieb zu gewinnen, der viel besser ist, als wir?"

Der Jude wischte sich an den Augen herum und brachte endlich stotternd hervor:

„Laßt mich in Ruh, sage ich euch — jetzt kann ich doch kein Stundist werden. — Dann werde ich auch eingesteckt, — und dann habt ihr keinen, der für euch sorgt. — Wenn ihr dort in Sibirien euch eingerichtet habt, dann komme ich auch zu euch, und dann sollt ihr mich bekehren."

„Scherze nicht," sagte Jegor, „es ist mir voller Ernst."

„Mir auch," sagte Herschel jetzt feierlich, „ihr habt mir eben schon gezeigt, was euer Glauben wert ist, wo ihr meine ganze schöne Flucht ausgeschlagen habt."

Es wurde noch abgemacht, daß der Müller, um Abschied von den Seinen zu nehmen, zuerst heimkehren solle; würde die Verhaftung von Jegor auch bald erfolgen, dann sollte Jegors Onkel mit Liesa zur Mühle übersiedeln, denn das war ja vorauszusehen, daß die Untersuchungshaft bis zur entgültigen Entscheidung immerhin vier bis fünf Monate in Anspruch nehmen würde.

Ehe man zum Rest der Nacht sich zur Ruhe legte, sagte der Müller.

„Soviel ich weiß, fahnden sie bei einem Stundisten nach nichts so ängstlich, wie nach der Bibel. Darum habe ich mir das schon längst ausgedacht, wie man es machen muß, um ohne Aufsehen zu erregen, doch wenigstens etwas von dem teuren Wort in den einsamen Monaten bis zur Verurteilung haben zu können: ich nehme aus der Bibel die Psalmen, den Propheten Jesaias und die vier Evangelien heraus, klebe vorsichtig aus den Blättern ein paar große Bogen zusammen und wickele meine Wäsche, Schuhe und andere Kleinigkeiten, die ich in der Untersuchungshaft haben darf, dahinein. Da wir voraussichtlich in demselben Untersuchungsgebäude sitzen werden, könntest du, Jegor, den übrigen Teil des Neuen Testaments in ähnlicher Weise behandeln, und das wird schon leicht möglich sein, daß wir solche unscheinbaren und zerknitterten Papiere austauschen auf irgend welche Art."

Dann ging man zur Ruhe, und der Alte schlief bald ein, als hätte er nicht vor kurzem noch die aufregende Nachricht über seine Verfolgung erhalten. Jegor aber konnte nicht einschlafen, ihm gingen noch tausenderlei Dinge durch den Kopf, geschäftliche Angelegenheiten, die er hätte abwickeln wollen, seelsorgerliche Aussprache mit manchen der Leute, an die ihn Gott in den letzten Monaten gewiesen hatte. Und dann wieder wollte ihn der Gedanke schwach

machen: warum das alles? warum sollte er sein glückliches Familienleben, seinen eben emporwachsenden Wohlstand, alles fahren lassen, um im Gefängnis oder in der Verbannung unsäglichen Schwierigkeiten entgegen zu gehen? Er war noch jung und sein Weib auch. Sollte es wirklich Gottes Wille sein, daß es nun mit ihrem häuslichen Glück zu Ende sei?

Dann aber kämpfte er mit Gebet gegen diese Versuchung und es gelang ihm, gegen Morgen doch noch etwas zu schlafen.

Nach dem Frühstück wurde eine gemeinsame Andacht gehalten, dann schrieb man dem Juden alles in betreff der Geldgeschäfte auf und händigte ihm Wechsel und Schuldscheine ein.

Um zehn Uhr spannte man für den Müller ein paar Arbeitspferde an, und das Pferd des Juden, der mitfahren sollte, wurde hinten angebunden.

„Auf Wiedersehen, mein Junge," sagte der Müller freundlich lächelnd beim Abschied. „Hoffentlich sehen wir uns recht bald im Gefängnis wieder, wenn nicht, so doch jedenfalls vor dem Schwurgericht. Ich brauche dir wohl nichts mehr zu sagen. Du wirst nicht heucheln und nicht widerrufen, du wirst aber auch unnötig keinen unserer Kameraden mit deinem Zeugnis beschweren. Sind doch manche unter den Verdächtigen darunter, denen der Glaubensmut für den Leidensweg fehlt, den wir jetzt gehen müssen. Darum sei in deinem Zeugnis vorsichtig, besonders über die

wohlhabenden Gutsbesitzer und Schafzüchter. Es wäre mir lieb um der andern willen, wenn die diesmal noch nicht verurteilt würden, sie würden für die Zukunft noch lange Zeit einen Zufluchtsort für die Verfolgten abgeben können und geheime Versammlungen bei sich abhalten. Zu dem, weil sie so angesehene Leute sind, drückt das Gericht selbst gern ein Auge zu, und wenn ich nicht sehr irre, wird man uns darnach schon manche Fragen stellen; paß nur auf, daß du diesen Winken gemäß antwortest."

Jegor antwortete ruhig:

„Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. Ich verlasse mich auf den Herrn und seine Zucht."

So fuhren die Männer von dannen.

Nachdenklich ging Jegor ins Haus zurück, um seinem Weibe noch einige Verhaltungsmaßregeln zu sagen. Da fand er sie zu seinem großen Erstaunen am Herde sitzen und bitterlich weinen; das war er an seiner vernünftigen und christlich gereiften Frau nicht gewohnt, darum trat er auf sie zu, strich ihr zärtlich mit der Hand über den Scheitel und fragte:

„Thut es dir doch weh, daß wir jetzt auf so lange Zeit getrennt werden?"

„Nein," schluchzte sie.

„Was denn?"

Sie raffte sich zusammen und versuchte, ihre Thränen zu trocknen.

Doch plötzlich kam die Bewegung wieder über sie; sie warf sich an seine Brust und teilte ihm unter Lachen und Weinen leise mit, daß sie sich Mutter fühle. Und das hätte sie eben so entsetzlich beunruhigt, daß sie vielleicht bei der Geburt ihres ersten Kindes sterben könne, während ihr Mann fern von ihr im Gefängnis sein müsse.

Bewegt tröstete sie Jegor und sagte:

„Es ist der Herr. Er denkt an uns und segnet uns; wir dürfen keinen Augenblick mißtrauisch und kleingläubig gegen seine Führungen sein, er macht es gewiß gut. Es steht geschrieben: Das Warten der Gerechten wird Freude werden. Also wollen wir warten und geduldig allem entgegensehen, das der Herr thun wird. Du kommst ja doch für die ganze Zeit zu deiner Mutter, und das muß dir auch noch ein Trost sein, solche Hülfe und Pflege kannst du nirgend auf der Welt sonst haben, als bei der Mutter."

Ein Schritt auf dem Hausflur trieb sie auseinander, und Jegor war höchst überrascht, als er das Gesicht des Popen sich gegenüber sah.

Was mochte der Mann wollen?

„Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden," sagte der Geistliche mit einem Anflug von Verlegenheit, „aber deine Frau braucht es nicht zu hören."

Stumm öffnete Jegor die Thür zur Wohnstube und lud den Besuch mit einer Handbewegung ein.

Der Pope trat hinein, schaute schmunzelnd um sich, setzte sich dann und meinte:

„Schön eingerichtet seid ihr; die Ketzerei ist doch ein gutes Handwerk, ihr habt bessere Sachen als ich. Am Ende ist es doch so, wie unser Küster behauptet, daß die Stundisten von Bismarck Geld geschickt kriegen."

Mit gekreuzten Armen blieb Jegor an der Thür stehen und sagte ruhig:

„Was führt euch her?"

„Nur ruhig, mein Sohn," sagte lächelnd der Pope. „Jetzt wird dir dein Hochmut schon vergehen. Heute oder morgen kommt eine Untersuchung hierher deinethalb."

Keine Muskel in Jegors Gesicht verzog sich, und der Blick seiner Augen verriet nicht die leiseste Aufregung.

„Hörst du nicht; du verstockter Ketzer?" schrie der Pope jetzt zornig. „Man wird über dich ein Protokoll aufnehmen."

„Meinethalb zwei," erwiderte Jegor gelassen.

„Verstehst du nicht, worum es sich handelt? Man wird mich, deinen geistlichen Hirten, fragen, ob du ordentlich zur Beichte und zum Abendmahl gehst, also ob du ein guter Sohn der alleinseligmachenden Kirche bist. Und wenn ich, dein Pope, von dir ein gutes Zeugnis gebe, dann fahren die Herren wieder ab, und die ganze Geschichte kommt unter die Akten und wird vergessen, und in Jahr und Tag kräht kein Hahn darnach. Also, wie ich dir sage, jetzt kommt es auf mich an. Nun, ich bin kein Unmensch und will dir

die Haut nicht abziehen. Gieb mir tausend Rubel, dann bist du ein für allemal die Scherererei los, und ich will über dich nur Gutes sagen."

Verächtlich zuckte Jegor mit den Schultern.

„Wenn ich das Geld haufenweise hätte, so thäte ich es doch nicht. Es war schon unrecht, daß ich euch so lange mit allerlei Geschenken gewissermaßen bestochen habe, jetzt soll alles so gehen, wie Gott will."

Der Pope sprang erregt auf, seine kleinen Augen funkelten, und hohe Zornesröte bedeckte das dicke, aufgedunsene Antlitz.

„Aber Mensch, bedenkst du nicht, was das eine Wort sagt: nach Sibirien verurteilt? — vielleicht auf Lebenszeit? Und dein Weib wird niemals mehr wie eine feine Herrin wohnen können und nobel gekleidet einhergehen, sondern in der Einsamkeit werdet ihr schier verhungern und zu Grunde gehen. Und da wird es dir leid thun, daß du heute die einzige Hülfe, die es noch giebt, zurückgestoßen hast. Gieb nur das Geld heraus. Wenn du kein bar Geld zu Hause hast, dann gieb mir ein Papier, daß du mir deine zwei schönen Fahrpferde und den Heuschober, den du draußen auf dem Pachtlande stehen hast, heute verkauft hast und das Geld dafür von mir empfangen hast."

„Spart eure Worte, Väterchen," antwortete Jegor ernst. „Ich will jetzt in das Gericht, ich will es erleben, ob Rußlands Kaiser und Rußlands Gesetz die besten Unterthanen

dafür wie Verbrecher bestraft, daß sie nach ihrem Gewissen und Gottes Wort haben leben wollen. — Aber da ich nicht weiß, ob ich euch noch jemals wiedersehen werde auf dieser Erde, will ich euch sagen, wie ich euch vor Gottes Gericht verklagen kann. Ihr habt uns nicht gelehrt, den Heiland anzurufen, ihr habt uns nicht den Weg zur Seligkeit gezeigt, ihr habt mit eurem Saufen und eurer Habgier dem ganzen Dorf den Weg zur Hölle gezeigt. Und jetzt wollt ihr um Geld das Bischen von Pflichtgefühl verkaufen, das ihr vielleicht habt. Ich will euch ein Wort noch sagen, das euch in den Ohren klingen soll, wenn ich längst verurteilt und verschickt sein werde, ein Wort, das euch keine Ruhe lassen soll, bis ihr selbst Buße thut und euch erst zu dem bekehrt, der auch euch vergeben und helfen kann. So spricht der Herr: Wehe euch, die ihr Kissen macht den Leuten unter die Arme und Pfühle zu den Häupten, beides Jungen und Alten, die Seelen zu fangen. Ihr verheißet ihnen das Leben und entheiligt mich in meinem Volk. Ich will eure Kissen von euren Armen wegreißen und mein Volk aus eurer Hand erretten, darum, daß ihr das Herz der Gerechten fälschlich betrübet und habt gestärkt die Hände der Gottlosen. (Hesekiel 13, 18 f.) Ihr selbst kommt einst auf das Sterbebett, und dann wird euch Jegor Nelidoff ein Schrecken sein und eine Angst, und ihr werdet es einsehen, daß ihr euch versündigt habt gegen Gott und gegen ihn. Jetzt aber geht, ich habe die letzten Stunden, bevor man mich verhaftet, noch mit meinem Weibe zu reden."

Damit öffnete er die Thür und wandte sich von seinem Gast ab.

Der Geistliche hatte die Farbe gewechselt und blickte stieren Auges den jungen Bauer an, während er sprach. Dann aber lachte er höhnisch auf und eilte mit einem Fluch aus dem Hause.

Neuntes Kapitel.

An demselben Nachmittag, als Jegor mit dem Zusammenkleben der ausgeschnittenen Bibelblätter eben fertig geworden war, kam ein Wagen mit Postglocken in das Dorf. Daß das Herren vom Gericht sein mußten, wußte dann jedes Kind, und neugierige Gaffer versammelten sich vor dem Hause des Popen, wo die Herren abgestiegen waren.

Andrei Zerpuchow, einer der fähigsten jungen Leute aus Jegors kleiner Gemeinde, kam aufgeregt zu ihm geeilt, um ihm die gefährliche Neuigkeit mitzuteilen und ihn zu eiliger Flucht zu veranlassen. —

„Nein, Andrei", sagte Jegor, „ich fliehe nicht; ich bin schon gefaßt und will sehen, was der Herr thut. Aber du sollst, wenn ich fort bin, in aller Stille hier die Gemeinde der Gläubigen pflegen und ermahnen, treu zu bleiben. Du kennst die Adressen der Gutsbesitzer, wo du fein paarmal

mit mir bei den Versammlungen warst. Verrate keinen davon, wenn du gefragt werden solltest, aber später hole du dir dort Rat und benimm dich als der Älteste dieser Gemeinde, der Herr wird ihre Seelen von dir fordern."

Da kniete der junge Mann in tiefer Bewegung nieder und bat Jegor:

„Lege du mir die Hände auf und segne mich, daß dein Geist bei mir bleibe."

Jegor that es, und während er über ihn betete, liefen ihm selbst die Thränen an den Wangen herunter.

Dann trieb er seinen Nachfolger fort und steckte sich noch einiges Bargeld ein, damit, wenn eine plötzliche Verhaftung erfolge, er für die erste Zeit für eine bessere Beköstigung, als sie im Gefängnis üblich war, sorgen könne.

Bald darauf erschien der Gemeindediener mit verlegenem Gesicht und forderte ihn auf, in das Haus des Popen zu kommen, wo die Gerichtsherren aus der Stadt ihn erwarteten.

Schnell nahm Jegor noch Abschied von seinem Weibe, band die vorher zurecht gelegten Sachen, die in die Bibelblätter gewickelt waren, mit Bindfaden zusammen und bedeutete seiner Frau, ihm diese Pakete zu schicken, wenn er etwa heute noch als Gefangener fortgeführt werden würde.

Dann schritt er aufgehobenen Hauptes durch die Schar der unter sich murmelnden Gaffer dem Hause des Popen zu.

Vor den Gerichtsbeamten verneigte er sich und fragte in demütigem Tone, was sie von ihm wünschten.

Der eine von ihnen, ein ältlicher Herr mit kurz geschorenem, grauem Haar, das sich stark zu lichten begann, führte das Wort, während ein jüngerer, kränklich aussehender Mann eifrig an einem großen Bogen schrieb und nur dann und wann durch sein Pincenez einen flüchtigen Blick auf ihn warf.

„Du bist Jegor Nelidoff?" herrschte der Alte ihn an.

„Jawohl, Euer Gnaden."

„Du bist verklagt, stundistische Versammlungen hier und in der Umgegend abgehalten zu haben. Ist das wahr?"

„Ich habe das Wort Gottes gelesen und den Leuten erklärt und außerdem gebetet."

„Na also, das ist schon genug. Zu dem giebt dein Geistlicher zu Protokoll, daß du schon seit Jahr und Tag nicht zur Beichte und zum Abendmahl gekommen bist, dich auch um die Kirche nicht kümmerst, die Heiligenbilder verachtest und solche gottlose Reden führst, daß dadurch der Friede in der Gemeinde gestört wird. Giebst du das zu?"

„Daß ich nicht zum Abendmahl gegangen bin, ist wahr. Aber gottlose Reden habe ich, seitdem ich zum Glauben gekommen bin, nie mehr geführt; im Gegenteil, meine Dorfgenossen können bezeugen, daß ich sie zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt habe."

„Genug!" fuhr der Beamte auf. „Als du eintratest, habe ich sofort gewußt, woran ich mit dir bin. Du hast dich vor dem Heiligenbild, dort in der Ecke, weder verneigt, wie es ein rechtgläubiger Russe thut, noch mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Warum verachtest du, was uns heilig ist?"

„Weil geschrieben steht: Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen," antwortete Jegor.

„Dummes Zeug. Willst du hier predigen, du elender Ketzer und Revolutionär? Hier schau das Heiligenbild an, was ist das?"

„Holz, Euer Gnaden."

„Meinthalb, was noch?"

„Farbe und etwas Silberbeschlag."

„Weiter nichts?" donnerte der Beamte, der feuerrot vor Erregung geworden war, während sein jüngerer Gefährte das Lächeln nicht verbeißen konnte, das um seine schmalen Lippen spielte.

„Wen stellt es denn vor?"

„Das kann ich nicht sagen," sagte Jegor ruhig. „Das Bild ist sehr alt, die Farben sind dunkler geworden, man kann nicht erkennen, ob es ein Mann oder ein Weib sein soll. Ich kann wirklich nicht wissen, wen das Bild vorstellt."

„Es ist der heilige Nikolaus, der Wunderthäter!" rief der Pope dazwischen. „Das weißt du sehr gut, denn er wird immer so abgebildet."

„Ich kenne ihn nicht", antwortete Jegor, „und es steht auch in der Bibel nichts von ihm geschrieben."

„Das ist ganz gleich," donnerte der Richter. „Hier fragt es sich: willst du dich vor diesem Bild bekreuzen und es küssen oder nicht?"

„Nein," war die Antwort. „Von Bekreuzen steht nichts in der Bibel, und totes Holz pflegen wir nicht zu küssen; wir küssen lebende Menschen und die nicht alle."

„Hallunke, ich glaube, du willst uns foppen," schrie der Alte, während sein jüngerer Gefährte einen Hustenanfall nachzuahmen strebte, um sein Lachen zu verbergen. „Weißt du auch, was dir bevorsteht? Du wirst auf der Stelle verhaftet, kommst für mehrere Monate in das Untersuchungsgefängnis, wirst dann vor Gericht noch einmal gefragt werden, und wenn du auf deinem Starrsinn bestehst, wirst du lebenslänglich nach Sibirien verbannt."

Jegor zuckte die Achseln und gab zur Antwort:

„Ich bin in Gottes Hand, und mir kann nichts geschehen, was er mir nicht schickt. Ist es sein Wille, daß ich so unschuldig leiden soll, so bin ich bereit, nicht nur ins Gefängnis oder nach Sibirien zu gehen, sondern mich auch töten zu lassen für meinen Heiland."

„Das ist ja ein ganz verstockter Sünder, Antol Pawlowitsch," wandte der Beamte sich zu seinem jüngern Kollegen. „Wenn die Kerls, die man uns neulich genannt hat, alle so sind, so giebt es wieder einmal einen sensationellen

Stundistenprozeß. Haben wir jetzt die notwendigen Angaben zusammen?"

„Nein," sagte der Jüngere, „es muß noch untersucht werden, ob der Dorfgeistliche sich seelsorgerliche Mühe mit dem Stundisten gegeben hat, ihn von dem Irrtum seiner Lehre zu überzeugen und ihn gutwillig in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen."

Bei diesen Worten erschrak der Pope sichtlich, doch der Beamte wandte sich an Jegor:

„Hat dir das Väterchen hier deinen Unsinn widerlegt und dir klar zu machen gesucht, wie du dich gegen Gott und die Kirche versündigst mit deinem schändlichen Treiben?"

„Nein," erwiderte Jegor fest. „Er nahm früher Geschenke von mir, obwohl er schon seit fünf Jahren mindestens von meinem neuen Glauben weiß. Und heute erst wollte er tausend Rubel haben und dann durch falsches Zeugnis mich frei zu machen suchen."

„Er lügt!" schrie jetzt der Pope aufspringend, während er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete. „Meine Herren, glauben Sie ihm nicht, ich habe alles angewandt, was die Kirche vorschreibt; ich habe in Liebe und in Ernst ihm den Schaden seiner Seele vorgestellt. Und hier hören Sie jetzt, was ich für Lohn habe, jetzt verleumdet er mich noch vor der Obrigkeit. Nein, solche Verderbtheit kann nur vom Teufel kommen. Meine Herren! Ich ersuche Sie, solche

Lügen von diesem Verbrecher gar nicht in ihr Protokoll aufzunehmen!"

Der jüngere Beamte lächelte verächtlich und sagte kühl:

„Ereifern Sie sich nicht, Väterchen. Lügen treffen keinen Menschen. Wenn er eben die Unwahrheit gesprochen hat, wird das bei der großen Untersuchung durch Zeugenaussagen klar gestellt werden. Und wir sind ja nur Untersuchungsbeamte und haben weder über den Stundisten noch über Sie ein Urteil zu fällen. Ich habe seine und ihre Aussagen bereits niedergeschrieben."

Wie vernichtet setzte sich der Pope wieder hin, und der ältere Beamte schien sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Als aber in diesem Augenblick des Popen Frau, die hinter der halboffenen Thür gelauscht haben mochte, hereinstürzte und einen Wortschwall von Entschuldigungen ihres Mannes mit den gröbsten Beschimpfungen gegen Jegor untermischt, vorbrachte, sagte er eiskalt zum Popen gewendet:

„Führen Sie Ihre Frau fort, sie hat hier nichts zu suchen."

Während der Pope in heller Verzweiflung seine aufgeregte Gattin zu entfernen bestrebt war, sahen sich die Beamten mit spöttischem Lächeln an. Hatte sich doch die gute Frau in ihrem Eifer selbst verschnappt und einige der Dinge genannt, die sie von Jegor zum Geschenk bekommen hatten.

Als die Frau entfernt war, wurde das Protokoll verlesen und mußte von Jegor, dem Gemeindeältesten und dem Popen, sowie den beiden Beamten unterschrieben werden. Dann wandte sich der Beamte mit dem kurzen Befehl an den Gemeindeältesten:

„Jegor Nelidoff ist nach dem Gesetz verhaftet; ihr bürgt dafür, daß er heute noch unter Bedeckung nach der Kreisstadt gebracht wird, ein darauf bezügliches Papier wird euch mein Kollege gleich ausfertigen, damit liefert ihr den Stundisten in das Gefängnis, das zwischen der Stadt und dem Bahnhof liegt, ein und laßt euch den richtigen Empfang des Gefangenen von dem Gefängnisinspektor auf dem abzutrennenden Koupon schriftlich bestätigen. Am besten nehmt ihr einen Wagen, damit die Sache noch vor Einbruch der Nacht in Ordnung ist."

„Verzeihen Euer Gnaden," fragte Jegor, „darf ich noch einmal in mein Haus, um Abschied zu nehmen und einige Wäsche und andere Gegenstände mitzunehmen?"

„Tabak, Schnaps und Bücher sind verboten," war die Antwort. „Ob der Gemeindeälteste euch das Zutrauen schenkt, daß er euch ohne Bewachung nach Hause gehen läßt, weiß ich nicht; das ist seine Sache, von jetzt an haftet er für dich."

„O, Euer Gnaden," sagte der Gemeindeälteste bewegt, „Jegor Nelidoff kennt jedes Kind im Dorf, den braucht niemand in das Gefängnis zu begleiten, ich kann ihm ganz

ruhig das Papier mitgeben. Wenn er verspricht, dann stellt er sich, und wenn er nach Petersburg reisen müßte."

Der Beamte zuckte die Achseln und Jegor verließ mit dem Gemeindeältesten die Wohnung des Popen. Noch an demselben Abend wurde er in das Gefängnis eingeliefert und ihm von einem alten bärbeißig aussehenden Aufseher die schmale halbdunkle Zelle angewiesen, wo er voraussichtlich für viele Monate schmachten sollte.

Ein eigentümliches Gefühl überkam ihn, als er allein war, und die Schritte des Aufsehers im Korridor verhallten. Er kniete neben der hölzernen Pritsche, die jetzt sein Lager sein sollte, nieder und übergab seine Sachen und Seele, sein Weib und seine Glaubensgenossen dem treuen Vaterherzen Gottes.

Zehntes Kapitel.

Hatte Jegor gemeint, daß man gleich sich nun um ihn kümmern werde und seine Sache vor eine höhere Instanz kommen würde, so hatte er sich gründlich geirrt. Etwa vierzehn Tage vergingen, ohne daß sich irgend jemand nach ihm erkundigt hätte; der grämliche Aufseher, der ihm das Essen brachte und auf seine Fragen so knapp als möglich antwortete, war der einzige Mensch, den er zu Gesicht bekam. Für etwas Kleingeld, das Jegor ihm gegeben, hatte er ihm Thee und Zucker und für den Abend Licht verschafft.

Aber der an Arbeit und Bewegung in der frischen Luft gewöhnte Mann fühlte sich in dieser thatenlosen Einöde bald unglücklich. Er konnte doch nicht den ganzen Tag lesen und grübeln und beten; er hätte so gerne Arbeit, und wenn es die schwerste körperliche Anstrengung gewesen wäre, über-

nommen, aber obwohl er dem Aufseher das wiederholt gesagt hatte, schien sich nichts für ihn zu finden.

Nachrichten von Hause hatte er in dieser Zeit nicht bekommen, er wußte nicht einmal, ob sein Schwiegervater auch schon verhaftet sei oder nicht.

Da, eines Tages hörte er eine laute Stimme in dem hallenden Korridor des Gefängnisses und schwere Tritte gleich darauf vor der Thür. Die Thür wurde aufgerissen, und in derselben erschien eine große, vierschrötige Gestalt, mit einer alten, befleckten Uniform bekleidet. Es war der Herr Gefängnisinspektor, dessen Antlitz es man von weitem ansah, daß er dem russischen Nationallaster auf das ausgiebigste gefröhnt haben mußte, denn seine Nase schillerte aus Rot in Violett.

Er schrie Jegor an:

„Bist du der Stundist, der arbeiten will?"

„Zu Befehl, euer Gnaden," antwortete Jegor, freudig überrascht.

„Na, was verstehst du denn? Ich habe früher immer solche Leute aus dem Gefängnis zu häuslichen Arbeiten angestellt, und da ist mir gestern das Unglück passiert, daß die verdammten Schreiber und Juristen mir meinen Kutscher freigesprochen haben, nachdem er fast ein Jahr zu meiner Zufriedenheit bei mir gearbeitet hatte. Kannst gleich mitkommen, und zwar machen wir das so, damit es kein Aufsehen giebt: du bekommst den Schlüssel zu dieser Zelle und

gehst jeden Abend ganz gehorsam hier hinauf schlafen. Den Tag über bist du im Stall oder hast mit mir auszufahren und wirst in meiner Küche essen. — Aber du bist doch auch ein rechter Stundist?"

„Wie so?" fragte Jegor.

„Ja, das ist doch klar, ich kann doch nicht jeden Gefangenen zu meinem Kutscher machen und mit ihm ausfahren; da würde ja der richtige Hallunke bei der ersten besten Gelegenheit mit meinem Pferd und Wagen durchgehen, und ich käme in die größte Verlegenheit. Aber der Stundist ist ein solcher verrannter Fanatiker, der thut so etwas nicht. Du mußt mir den Beweis geben, daß du Stundist bist, dann sollst du für die Zeit, die du hier in Untersuchung bist, mein Kutscher sein und es gut haben."

„Ja, wie soll ich das beweisen," fragte Jegor lächelnd, wenn meine rechten Richter es selbst noch nicht einmal wissen, sonst hätte man mich doch gleich verurteilt?"

Der Inspektor überflog Jegors Sachen, die auf dem Fensterbrett und auf dem Holzschemel neben der Pritsche lagen, zog dann die zusammengefalteten Blätter hervor, die aus den Bibelblättern zusammengeklebt waren, warf einen Blick darauf und lächelte befriedigt.

„Seh schon, seh schon, Brief an die Römer, also neues Testament. Du siehst, ich weiß auch etwas von eurer Lehre, denn warum? Ich habe hier schon mehrere mal solche Stundisten beherbergt, und es that mir immer leid, wenn

man die Kerle wieder wegschickte, denn zuverlässig und ordentlich waren sie alle. Nur noch eins: bekehren sollst du mich nicht, wie es deine Vorgänger oft versucht haben; du bist jetzt mein Kutscher, und wenn jemand dich draußen vor dem Gefängnis oder in der Stadt, während du auf dem Kutschbock sitzest, etwas fragt, dann sprichst du kein Wort. Verstanden?"

„Zu Befehl euer Gnaden!"

„So, jetzt fort! Marsch! Die Pferde sind nicht geputzt und haben seit gestern Abend kein Futter gekriegt. Du wirst im Stall wohl alles finden, was nötig ist."

Wenige Minuten später stand Jegor, ganz glücklich über seine neue Arbeit, im Stall und putzte die zwei Pferde des Inspektors; das eine wurde zu Ausfahrten des gnädigen Herrn benutzt, mit dem andern führte man allerlei Lasten, Provisionen und ähnliches.

Auf diese Weise, sagte sich Jegor, kam er jetzt wie ein freier Mann in die Stadt und würde auch wohl Gelegenheit finden, etwas näheres über die Seinen zu erfahren.

Dem an tüchtige Arbeit von morgens bis abends gewohnten, kräftigen jungen Mann war das Maß von Thätigkeit, das ihm hier zugemutet wurde, eine reine Spielerei und so hatte er oft Zeit genug, auf dem Hof des Gefängnisses mit einem Aufseher oder Soldaten oder den Gefangenen zu reden, die zum Holzkleinmachen kommandiert waren. Auch in die Küche des Gefängnisses mußte er häufig gehen,

wo wieder alle Angestellten Gefangene waren. Und mit all diesen Leuten gab es ganz von selbst Unterhaltung, die sich um die Hauptsache seines Lebens drehte. Lachte man ihn zuerst wohl aus, ja, wollte mancher Raubmörder nicht so schlecht sein, wie er, daß er sich von der Lehre der heiligen Kirche entferne, so gewann er durch den Ernst seiner Überzeugung und die gewinnende Art seines liebenswürdigen Wesens bald die Meisten für sich, und es kam schon vor, daß er es wagen konnte, wenn der Herr Inspektor schwer betrunken nach Hause gekommen war, seine Bibelblätter herauszuholen und daraus den Gefangenen vorzulesen. Wie ganz anders flossen ihm dann immer die Worte, wenn er so über einen Bibeltext sprechen durfte. Dann war auch jeder Widerstand verstummt; kein roher Witz, keine gemeine Lästerung unterbrach ihn dann, es war, als beugten sich diese rohen Gemüter unter der Wirkung des lebendigen Gotteswortes, wie ein Ährenfeld vor dem Winde.

So mochten etwa wieder vierzehn Tage vergangen sein, da fuhr er eines Morgens mit dem Ökonomieverwalter des Gefängnisses auf den Markt, um die Einkäufe, die derselbe dort an Provisionen machen würde, heimzubringen.

Da hatte er über eine Stunde in dem dichten Gewühl der feilschenden und schwatzenden Marktleute neben seinem Fuhrwerk gestanden, als ihm aus dem gleichgültigen Gewirr der fremden Gesichter plötzlich ein bekanntes auftauchte, es war sein Nachbar Nikita.

Durfte er hier mit ihm sprechen und sich erkundigen, wie es seiner Frau gehe?

Nikita kam ahnungslos in seiner Nähe vorbei und sah erst auf, als der wie ein Kutscher gekleidete Mann ganz leise seinen Namen flüsterte. Er riß die Augen auf und wußte offenbar nicht, wo er diesen Mann schon gesehen hätte, denn nach der russischen Gefängnissitte waren Jegors Haare und Bart kurz geschoren worden.

„Um Gottes willen, sei vorsichtig, daß es niemand auffällt; ich bin Jegor Nelidoff."

„Um alles in der Welt, wo kommst du denn her?" fragte Nikita nähertretend mit erstauntem Gesicht.

Jegor erklärte ihm kurz die Gründe seiner scheinbaren Verkleidung und erfuhr nun, daß seine Frau wenige Tage nach seiner Verhaftung mit Hülfe des Onkels aufgepackt hätte, was nur transportabel war und zum Schwiegervater übergesiedelt sei. Das Vieh wäre zum größten Teil verkauft worden und die Futtervorräte desgleichen, nur die besten Pferde und Zugochsen hatten sie vor die drei Leiterwagen gespannt, mit denen sie ihr Hab und Gut weggeführt hätten. Das Haus mit samt dem Land, das sein Dorfanteil ausmachte, hätte der Sohn des Kirchenältesten fürs erste gepachtet, weil er heiraten wollte und für seinen neuen Haushalt einen eigenen Hof brauche. Nur die Pachtkontrakte mit den Ländereien der Umgegend seien noch nicht auf andere übergegangen, das hätte ja aber noch Zeit bis zur Frühjahrsaussaat. Von den Stundisten sei keiner weiter verhaftet worden, nur hätte der Polizeichef sie alle zusammenrufen lassen und ihnen erklärt: sowie es dem Jegor gegangen sei, würde es ihnen allen gehen, wenn sie von ihrem ruchlosen Leben nicht abstünden. Ein Versprechen, nicht mehr zusammen zu kommen zum Lesen und Beten, hätte er auch verlangt, aber da hätte der alte einäugige Grischa darauf erwidert: „Euer Gnaden, haben die in der Schenke unterschrieben, daß sie nicht mehr saufen werden?" — „Dummheit, nein," sagte der Polizeichef. — „Also," fuhr Grischa fort, „so lange die das Recht haben zu saufen, haben wir auch das Recht zum Lesen und Beten." — Es hätte darauf gleich wieder Verwickelungen geben können, wenn nicht der Pope sich ins Mittel gelegt hätte. Der muß wahrscheinlich den Polizeichef mit Geld bestochen haben, daß der die Sache nun ruhen lassen soll, denn der Pope rechnet mit der festen, schönen Einnahme, die er von den etwa dreißig Seelen im Dorf bekommen würde."

„Wie so, feste Einnahme?" fragte Jegor verwundert.

„Nun, du hast doch den Andrei zum Ältesten eingesetzt für uns. Der ist zum Popen gegangen und hat ihm einfach gesagt, es würde von jetzt ab für jede stundistische Seele ihm zehn Rubel jährlich gezahlt werden, so lange er stillschweige."

Jegor schüttelte traurig den Kopf, als er das Letzte hörte.

„Das ist nicht Christi Weg, sich der Sünden der Ungläubigen teilhaftig machen. Außerdem, wie lange wird es

dauern, so ist der Pope nicht damit zufrieden und steigert die Summe, und wenn er schließlich dann solche Zahlung verlangt, die ihr nicht leisten könnt, nützt dieses verwerfliche Mittel doch nichts."

Nikita lächelte schlau.

„Dafür hat Andrei Rat gewußt, er hat den Kontrakt mit dem Popen schriftlich gemacht."

Wie sie noch im besten Gespräch waren, tauchte die weiße Mütze des Verwalters in einiger Entfernung zwischen den Marktweibern auf, und Jegor verabschiedete sich schnell von seinem Freunde, der weiter ging, ohne sich auch nur nach ihm umzuschauen.

Die Nachricht gefiel Jegor nicht. Wer weiß, was da für ein Geist einriß, wenn man so leidensscheu wurde. — Zu dem hatte er noch keine Nachricht, ob sein Schwiegervater auch verhaftet sei oder nicht.

Wenige Tage später fegte er die Straße vor dem Gefängnisthor. Da bemerkte er einen Mann, der sich offenbar in der Nähe mit Absicht etwas zu schaffen machte.

Wie die Schildwache, die nur zehn Schritte davon im Schatten der Mauer auf und abging, ihnen wieder einmal den Rücken zukehrte, kam dieser Mann näher und flüsterte in dem schlechten Russisch, wie es die Juden sprechen:

„Wollt ihr etwas verdienen und vorsichtig sein, daß nichts herauskommt, dann kommt in den nächsten paar Minuten hinter die Hausecke, daß ich euch etwas abgeben kann."

Damit drehte er sich schon um und schlenderte davon, damit die Schildwache nicht Argwohn schöpfe.

Ohne Aufsehen zu erregen, konnte Jegor sehr gut die Straße bis an jene Ecke kehren, und wie er soweit war, machte er noch ein paar Schritte um die Ecke herum, und da stand richtig der Jude.

Der Mann zog eilig ein kleines Packet aus der Tasche und sagte:

„Hier sind Briefe und einige Kleinigkeiten darin für zwei Stundisten, die hier im Gefängnis sind. Der eine ist ein alter Mann mit weißem Haar und Bart und heißt Wassili Petrowitsch Kitenko, (so hieß Jegors Schwiegervater), und der andere ist ein junger Mann mit blondem Haar und Bart und heißt Jegor Andrejewitsch Nelidoff. Wenn ihr ihnen die Sachen richtig abgebt und mir Briefe von den Beiden bis heute Abend neun Uhr hierherschafft, so kriegt ihr drei Rubel."

Jegor lächelte und sagte:

„Sehr schlau gedacht. Ich bin selbst Jegor Nelidoff, aber die Antwort auf die Briefe will ich bis heute Abend verschaffen. Wahrscheinlich seid ihr von unserm Freunde Levi Herschel angestellt.

Der Jude nickte vergnügt, machte aber plötzlich Kehrt und flüsterte im Fortgehen:

„Seid auf eurer Hut, es hat eben die Schildwache um die Ecke geguckt."

Als Jegor nun mit seinem Besen wieder in die Nähe des Thores kam, sagte der wachthabende Soldat, indem er eine Hand ausstreckte:

„Kamerad, wenn du dich bestechen läßt, dann will ich auch etwas davon haben, wenigstens für einen Tag zu Tabak und Schnaps.“

In der Überraschung gab im Jegor dreißig Kopeken, und die Schildwache steckte sie dankend ein.

Jetzt kam es darauf an, noch schnell zu erfahren, in welcher Zelle denn der Schwiegervater stecke, und da mußte Jegor, obwohl er sich eben über die Bestechung des Popen im Heimatsdorf geärgert hatte, wieder bestechen. Er suchte in der Mittagsstunde, wo die Schreibstube leer war, einen der Schreiber auf, gab ihm einen Rubel und bat um Auskunft, wo der Gesuchte untergebracht sei.

Nach wenig Minuten war ihm der Flügel, der Stock und die Zellennummer bekannt, und als Kutscher des Inspektors hatte er ja überall freien Zutritt; es fiel ihm also nicht schwer, den Korridoraufseher des betreffenden Stockes mit einer Kleinigkeit zu bestechen, damit ihn derselbe für eine Stunde in das betreffende Zimmer lasse.

Das war eine Freude für die beiden Männer, als sie sich hier wiedersahen. Sie hatten sich soviel zu erzählen, daß sie erst im letzten Augenblick daran dachten, das heute erhaltene Päckchen zu öffnen; es enthielt Briefe von ihren Frauen, einen Zeitungsabschnitt über Verhaftungen von

Stundisten in größerem Maßstabe, und einen Brief von Levi Herschel mit einer Einlage von sechzig Rubel, damit sie keine Not zu leiden brauchten.

Der alte Müller war schon wenige Tage nach Jegor verhaftet worden und hatte ebenso wie er keine Ahnung, wie lange sich ihre Sache noch hinschleppen könne, bevor sie verhört oder vor Gericht gestellt werden würden. Nach dem Zeitungsblatt mußten mindestens noch sieben oder acht Stundisten in diesem Gefängnis sein, und Jegor beschloß herauszubekommen, wo die untergebracht seien, damit wenigstens ein brieflicher Verkehr zwischen ihnen möglich würde.

Einige Tage später wurden die Stundisten zu einer Vormittagsstunde alle zusammen in die Amtsstube beschieden, und wohl oder übel mußte der Inspektor seinen Kutscher für diese Stunde beurlauben.

Jegor mußte seine Arrestantenkleidung dazu anlegen und wurde mit den andern in ein Gemach geführt, wo ein junger, intelligent und freundlich aussehender Pope auf sie wartete. Ein Soldat mit geladenem Gewehr stand am Ausgang dieses Zimmers, wahrscheinlich zum Schutze des Geistlichen, wenn etwa die Gefangenen sich an ihm vergreifen würden. Der Geistliche aber sagte dem Soldaten:

„Bitte, verlaß das Zimmer und stelle dich draußen vor die Thür; ich habe mit diesen Leuten über ihre Seelen zu reden, wie in der Beichte.“

Der Soldat gehorchte.

Nun setzte sich der Geistliche auf die Fensterbank und begann in der gewinnendsten, freundlichsten Weise die verirrten und verführten Seelen zu ermahnen, doch alle Ketzerei zu lassen und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Im Laufe seiner nicht ungeschickten und durchaus freundlichen Ansprache ließ er selbstbewußt mit unterlaufen, daß er von Seiner Heiligkeit dem Erzbischof zum Missionar dieses Sprengels ernannt sei, die höhere Akademie in Petersburg absolviert habe und darum an Bildung und Kenntnissen ihnen allen weit überlegen sei, daß er auch durchaus nicht ein fanatischer und harter Anhänger von all den finstern, abergläubischen Ideen sei, die das einfache Volk sich so mache; sie sollten nur Vertrauen fassen zu ihm und sich mit ihm ganz brüderlich aussprechen, dann wäre es vielleicht noch möglich, sie vor dem eigentlichen Schwurgericht und der voraussichtlichen Verschickung zu bewahren.

Als er geendet, sahen sich die Stundisten unter einander an, wer jetzt wohl berufen sei, ihm zu antworten. Jegor meinte halblaut zu seinem Schwiegervater gewendet, er solle es thun, doch der nickte einem hageren, kränklich aussehenden Mann zu, dem offenbar das Stehen schwer fiel, denn er hatte sich in gebrochener Haltung an die Mauer gelehnt.

Nach einigem Zögern nahm denn derselbe auch das Wort, und Jegor merkte sofort an der Aussprache des Russischen, daß das ein gebildeter Mann sein müsse.

„Wir danken Ihnen," hob er an, „für die freundliche Art, in der Sie zu uns sprechen. Wären alle Dorfgeistlichen so gebildet wie Sie, und würden sie alle ein wirkliches Interesse daran haben, uns zu gewinnen, so könnte es vielleicht anders stehen in Rußland. — Im übrigen aber, nehmen Sie es nicht übel, liegt in dem, was Sie sagten, doch eine Art Beleidigung für uns, die wir zurückweisen, obgleich wir den verachtesten Verbrechern gleichgestellt werden. — Was denken Sie von unserer eigenen Überzeugung, die wir in schweren Seelenkämpfen errungen haben, obschon unsere ganze Erziehung und die ganze Art, wie die Kirche uns geleitet hat, derselben schnurstracks entgegenging? Haben wir aber einmal erst wirklich für unsere religiösen Bedürfnisse Frieden gefunden in dem Glauben an Jesu Christi, dann können wir uns weder durch ein Strafgesetz, das von Menschen gemacht und gehandhabt wird, noch auch durch menschliche Überredungskunst jemals davon abbringen lassen. Sie denken zu gering von unserer Herzensüberzeugung und zu hoch von Ihrem eignen Wissen und Können. — Ich habe auch studiert und zwar auf der Universität, wo man doch wahrhaftig nicht weniger verlangt, als auf Ihrer Akademie, und all mein Lernen und Studieren hat mich unglücklich und immer unglücklicher werden lassen. Ich habe

dasselbe heimlich heulende Gewissen gehabt wie Sie, Herr Magister, es eben haben, trotz Ihres freundlichlächelnden Antlitzes. Ich habe in Philosophie und Wissenschaften, in Genuß und Ehre, überall nach Frieden gesucht und ihn nicht gefunden, und als ich verzweifelnd wie ein religiöser Nihilist, der nichts mehr hat und an nichts mehr glaubt, Moskau verließ, da stand mein Entschluß fest, mir sobald als möglich das Leben zu nehmen. — Da kam ich hierher in den Süden und lernte einen einfachen Bauer, den Gärtner meines wohlhabenden Vaters kennen. Der hatte Frieden, der hatte Überzeugung, der hatte religiöse und sittliche Kraft, und das alles hatte er gewonnen allein durch die Hingabe seines Herzens an die Person unsers Erlösers, durch den Glauben an die freie Gnade unsers Herrn Jesu, die der Kernpunkt des wahren Christentums aller Zeiten gewesen ist. — Von dem an lernte ich die Bibel als das einzige Buch brauchen, das unserm ruhelosen Streben endlich Frieden bringt. Gott sei Dank, ich habe Frieden gefunden, und ob man mich jetzt für die letzten Jahre oder Monate, die ich noch zu leben habe, nach Sibirien schickt oder im Kerker behält, das ist mir wirklich ganz gleichgültig. Meinen Geist und meinen Glauben kann niemand knechten. Ich bin frei heute, hier im Gefängnis, in diesen Kleidern, freier als Sie, denn ich habe Vergebung meiner Sünden. — Wenn einer von uns beiden in diesem Augenblick berufener ist, den andern zu bekehren dann bin ich es, denn ich habe, was

die Religion den Menschen bieten will: Gemeinschaft mit Gott, Vergebung der Sünden, Frieden und Trost. Und das alles haben Sie nicht."

Jegor hatte bis hierher unverwandt den Redner angeschaut, der erst langsam und stockend, dann aber immer bewegter und schneller gesprochen hatte. Hier aber sah er unwillkürlich den jungen Priester an, denn der hatte eine hastige Bewegung gemacht und war von der Fensterbank heruntergeglitten.

Jetzt sah Jegor, wie ihr Missionar die Farbe wechselte, wie er höchst verlegen nach Worten suchte. Als aber der Stundist ermattet schwieg, hob der Geistliche nach einer kleinen Pause an.

„Das muß ich sagen! Sie fühlen sich von mir beleidigt, daß ich Ihre Überzeugung so gering achte, und Sie selbst üben eine schwerere Beleidigung gegen mich aus, indem Sie mir an den Kopf werfen, daß ich den rechten Frieden nicht hätte."

Der kränkliche Stundist sah sein Gegenüber scharf an und sagte warm:

„Väterchen, wollen wir uns nichts vorlügen. Können Sie eben vor Gott wie auf einen Eid uns die Versicherung geben, daß Sie Vergebung Ihrer Sünden haben, daß Sie die Gewißheit, ein begnadigtes Gotteskind zu sein, haben; daß keine geheime Unlauterkeit und Unkeuschheit, kein frommer Betrug Ihr Gewissen belastet, dann sind wir Brüder, dann

knieen Sie mit uns nieder und wollen wir gemeinsam danken, daß uns Gott die Augen aufgethan hat."

Der Geistliche biß sich auf die Lippen und schien in der größten Verwirrung zu sein. Endlich meinte er unsicher:

„Das ist eine gefährliche Lehre, wenn die Menschen auf ihre Gefühle oder ihre Einbildung vertrauen und dann meinen, es wäre zwischen ihnen und Gott alles in Ordnung."

„Nun, worauf gründen Sie und Ihre Kirche denn die Gewißheit der Seligkeit?" fragte der Stundist.

„Man muß thun, was die Kirche vorschreibt."

„Woher hat denn die Kirche diese Vorschrift?" fragte der Stundist weiter.

„Von den Aposteln und vom Heiland."

„Wo ist Ihnen denn das Wort des Heilandes und der Apostel sonst noch überliefert, als in der Bibel? Da kommen wir doch wieder darauf, daß die Bibel die einzige Richtschnur für uns alle ist. Und da steht geschrieben: Derselbe Geist giebt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Wir müssen zu der Erkenntnis durchdringen, daß Gottes Geist uns treibt, daß wir Vergebung unserer Sünden haben und dann in der rechten Heiligung dem Ziele zustreben, daß wir das Vollmaß in Christo erreichen."

Offenbar konnte der junge Geistliche seinem Gegner nicht beikommen, darum brach er heute die Unterredung ab und meinte:

„Ich will in diesen Tagen wieder kommen und die Bibel mitbringen, dann wollen wir die betreffenden Stellen, auf die Ihr Euch stützt, aufschlagen und besprechen."

„Thun Sie das, Väterchen," sagte der Redner der Stundisten freundlich. „Wir haben dabei eine schöne, gemeinsame Erbauungsstunde, und vielleicht gefällt es Gott, den liebenswürdigsten russischen Priester, der mir in vierzig Jahren begegnet ist, zu demselben lebendigen Glauben zu bringen, den wir gefunden haben."

Dem Priester schlug helle Röte in das Gesicht; er murmelte etwas, was die Anwesenden nicht verstanden und eilte mit flüchtigem Gruß davon.

Dieser Besuch wiederholte sich wirklich, und zwar dehnten sich die missionarischen Unterredungen mit den Ketzern oft über mehrere Stunden aus, so daß der Inspektor über den Glaubenseifer des jungen Missionars gewaltig fluchte, weil Jegor dadurch zu spät an seine Pferde kam.

Mehr und mehr merkten die Stundisten, daß ihr Bekehrer in eigene Gewissensnot hineinkam und manchmal so hülflos unter ihnen saß, daß jener gebildete Gutsbesitzer ihm vertraulich die Hände auf die Schulter legte und sagte:

„Suchen Sie, beten Sie, den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Vielleicht braucht der Herr Sie, nachdem er

Ihnen die Augen geöffnet hat, zu einer Reformation der russischen Kirche.“

Plötzlich blieb der liebenswürdige junge Missionar fort, und die Stundisten errieten die Wahrheit, wenn sie sich sagten, der Erzbischof werde an dem veränderten Wesen des jungen Mannes wohl gemerkt haben, daß er in der Gefahr stehe, selbst ein Ketzer zu werden, und darum ihm verboten haben, die Stundisten zu besuchen, oder aber, man hat ihn schleunigst in irgend ein Kloster gesteckt, damit er durch den Ernst dieser Strafmaßregel von der Wahrheit der Kirchenlehre überführt würde.

Elftes Kapitel

Fünf Monate waren seit der Einkerkerung der Stundisten vergangen, als endlich die ersehnte öffentliche Gerichtsverhandlung ihnen angekündigt wurde.

Jener kränkliche Gutsbesitzer war im Gefängnis gestorben, da er bei seinem Brustleiden die schlechte Luft nicht vertragen hatte. Die meisten andern waren blaß und schwach geworden, denn Jegor war der einzige, dem seine merkwürdige Stellung als Kutscher des Gefängnisinspektors Freiheit und Bewegung in frischer Luft gewährt hatte, darum sah man denn auch ihm von den Strapazen des Gefängnislebens nichts an.

Es hatte zuerst unter den Herren vom Gericht eine Beratung darüber stattgefunden, ob man nicht lieber die Öffentlichkeit ausschließen solle, wie Seine Heiligkeit der Erz-

bischof einen dahin lautenden Wunsch gelegentlich hatte fallen lassen.

Dann aber hatten andere doch gemeint, es sei viel besser, wenn das Publikum über solche Sachen vollständig aufgeklärt würde, sonst munkele und mutmaße man Gott weiß, was alles.

So war die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen und die Gallerie überfüllt, denn in dieser Gegend war ein größerer Stundistenprozeß noch gar nicht vorgekommen.

Wie sonst bei einer besonderen Gelegenheit, wo vierfache Raubmörder abgeurteilt werden, drängte sich jetzt besonders die höhere Gesellschaft, auf das lebhafteste interessiert, in das Gerichtsgebäude. Wußten doch manche von ihnen, daß sie das gleiche Schicksal längst verdient hätten, da sie ebensowenig, wie die Stundisten, mit den Lehren der angestammten Kirche übereinstimmten. Nur hatten sie noch Bergung unter der allgemeinen Duldung des Unglaubens, und außerdem galt ja das Wort: wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.

Nachdem die Vorfragen erledigt waren, ging schon eine Bewegung durch das Publikum, als sie herausfanden, daß einer der tüchtigsten Rechtsanwälte aus Odessa die Verteidigung der Angeklagten übernommen habe. Das versprach interessant zu werden.

Die Verhandlung selbst war überaus einfach, denn die Angeklagten leugneten keinen Augenblick ihre Schuld, die

darin bestand, mit ihrem Glauben von der Lehre der orthodoxen Kirche abgewichen zu sein und infolge dessen weder die gottesdienstlichen Gebräuche derselben mitgemacht zu haben, noch auch in den richtigen Ausdrücken über diese ihre Mutterkirche gesprochen zu haben. Alles andere, was sonst wohl mit hineingezogen zu werden pflegt, wie Aufreizung zu Unbotmäßigkeit gegen die Behörden, — der Vorwurf, eine geheime, gefährliche Gesellschaft zu bilden, und was dergleichen mehr war, hatte sich in diesem Fall gar nicht aufrecht halten lassen, und die Zeugenaussagen ergaben nach jeder Seite hin für keinen der acht Angeklagten ein irgendwie belastendes Material.

So kam es denn nach verhältnismäßig kurzer Zeit zu den Plaidoyers der Fachmänner.

Der Staatsanwalt, eine echte Beamtenfigur, brachte seine ausführlich begründete Anklage in einem Tone vor, dem es jeder Unbeteiligte anmerken konnte, daß die Sache und die Menschen ihn ebenso wenig angingen, wie etwa Bewohner auf dem Saturn.

In geschäftsmäßiger Weise stellte er die nicht abgeleugnete Schuld aller Angeklagten fest, unterschied dann zwischen solchen, die agitatorisch aufreizend zu wirken versucht hatten, und solchen, die mehr privatim in ihren Häusern nach ihrem Glauben gelebt hatten; zu den Gefährlichsten gehöre Jegor Nelidoff und sein Schwiegervater.

Endlich begann der Verteidiger seine Rede, in der er etwa folgendes unter der lautlosen Spannung aller Anwesenden vortrug.

Er sei sich der Schwierigkeit seiner Lage wohl bewußt, da die Verteidigung der schlimmsten Verbrecher, ja selbst der Nihilisten und Zarenmörder für den Rechtsanwalt in Rußland unbedenklicher sei, als eine von eigener Überzeugung getragene Verteidigung der Stundisten. — Er müsse weit ausholen, um nur einigermaßen darauf rechnen zu können, verstanden zu werden. Dann führte er aus, wie in Rußland Kirche und Gesetz zusammenhingen; wie das Gesetz von jedem Russen erwartet, daß er seine religiöse Überzeugung niemals ändere; und wie es dem menschlichen Gefühl widerstrebe, daß solch geistiges Gebiet wie die Religion von starren Gesetzesparagraphen eingehegt sein soll. — Er kam auf Luther zu sprechen und die von dem Protestantismus in die Welt gebrachten neuen Ideen und wies nach, daß der einzelne der beste Unterthan sein könne und doch für sein Denken und sein religiöses Bedürfnis nicht umhin könne, über die alten, starren Schranken der Kirchenlehre hinauszugehen.

„Meine Herren Geschworenen! Hier sitzen nicht diese acht Russen auf der Anklagebank, sondern die gesamte moderne Kultur. Was diesen Männern vorgeworfen wird, das haben unsere Richter, Ärzte und Beamten des Staates zum größten Teil alle auch begangen, denn sie hatten eine Zeit in ihrem Leben, da sie nicht mehr glaubten an die

Überlieferungen der Kirche, und nachher haben sie sich je nach Bildung und Stellung selbst wieder mit dem religiösen Bedürfnis ihres Herzens privatim irgendwie zurecht gefunden. Wer aber könnte von ihnen allen behaupten, daß sie ein Examen in den Grundlehren der orthodoxen Kirche auch nur einigermaßen bestehen könnten, wenn sie die Hand aufs Herz legen müßten und sagen, was sie wirklich glauben. Daß jemand äußerlich, als Heuchler, die Gebräuche mitmache, ist doch wahrhaftig noch schlimmer!

In das Gebiet der Gedanken und Überzeugungen dringt doch kein Gesetz und keine Strafe. Verurteilen Sie diese Männer nach der Härte unseres Gesetzes zu den schwersten Strafen, meinethalb zur Ankettung an die Schiebkarrn der sibirischen Kupferminen, dabei bleibt ihr Geist doch frei, und es wird an ihrem innern Menschen durch all dergleichen Strafe nichts geändert.

Was haben sie begangen? Sie haben geglaubt an dasselbe Wort Gottes, das unsere Kirche auch lehrt; sie haben in ihrer Lehre sich von den Wahrheiten, wie sie unser orthodoxer Katechismus enthält, kaum an irgend einer wichtigen Stelle entfernt. Sie haben blos gesündigt gegen die traditionelle, historisch gewordene Form, in der jetzt unsere Kirche sich befindet. Heute kommen sie auf die Anklagebank; nach wenigen Jahrzehnten wird man sie feiern als edle Märtyrer und wird sie den Märtyrern der ersten Christenheit an die Seite stellen.

Was haben sie gethan?

Wie die Zeugenaussagen und die Akten der Voruntersuchung bewiesen haben, waren sie die treuesten Unterthanen, umsichtige, nüchterne Hausväter, fleißige musterhafte Bauern, freundliche Nachbarn, edle Menschenfreunde, die von dem Landschaftsamt eine Medaille verdient hätten, denen man Ehrenämter anzutragen hätte.

Sie haben gebetet zu demselben Gott und Heiland, zu dem nur irgendwo eines rechtgläubigen Priesters Gebete aufsteigen. Und sie haben dann nach ihrer eigenen Herzensüberzeugung, wie sie die Schrift verstehen, den Namen unseres Heilandes solchen Leuten gepredigt, die, obwohl sogenannte Glieder der Kirche, in Trunksucht und Faulheit verkommen waren. — Sie waren Pioniere eines neuen Rußland, einer herrlichen, glänzenden Zukunft, wo unser geliebtes Vaterland, frei von all den unseligen Fesseln, mit den andern Völkern Europas Schulter an Schulter stehen wird!

Und dafür will man sie losreißen von der Scholle, auf der sie geboren sind, und wo sie gearbeitet haben, dafür will man sie mit dem Auswurf der Menschheit den Strapazen des in Europa sprüchwörtlich gewordenen Transportes nach Sibirien aussetzen!

Einer von ihnen ist schon hier im Gefängnis gestorben; wie viele von den andern werden auf dem Wege nach Sibirien liegen bleiben!

Und wofür? Was haben sie übeles gethan?

Mir ist zu Sinne, als schaute ich in jene Gerichtsverhandlung hinein, wo unser Heiland verurteilt wird; als klängen mir die Worte, die er gesprochen, in den Ohren wieder: Der Jünger ist nicht über den Meister; haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen.

Meine Herren Geschworenen! Nicht nur dieses Publikum auf den Gallerien schaut eben auf die Verhandlung herab, nein, morgen verkündet es der Telegraph in aller Welt, daß man wiederum in Rußland eine Schar von Männern blos für ihren Glauben wie gemeine Verbrecher behandelt hat, und ein Schandfleck mehr wird in Europas Augen auf unserm Vaterland liegen!

Noch mehr: unser Heiland selbst schaut auf diese Verhandlung herab, und wie muß ihm zu Sinne sein, wenn die einen sitzen und richten in seinem Namen über solche, die auch in seinem Namen gelebt und gearbeitet haben und jetzt schon Monate lang schimpfliche und jammervolle Gefängnishaft schuldlos erlitten haben!"

Er redete sich immer mehr in Wärme, und die begeisterten Worte flossen ihm nur so über die Lippen, ja es schien, als ob er nur mühsam seine eignen Thränen zurückhalten könne.

Im Publikum hörte man hin und her lautes Schluchzen, und die Geschworenen sahen sich wiederholt bedeutsam an.

Endlich schloß der Verteidiger mit der Aufforderung: „Sprechen Sie diese Männer frei, und geben Sie ihnen vom

Staate aus eine Entschädigung für die unschuldig erlittene Gefängnishaft!"

Die Beifallsbezeugungen des Publikums schienen den Präsidenten zu stören, denn er verbat sie sich energisch und drohte den Saal räumen zu lassen, wenn das Publikum noch irgend ein Zeichen der Zustimmung von sich gäbe.

Darauf zogen sich die Geschworenen wie üblich zurück, und Jegors Schwiegervater flüsterte dem Verteidiger zu:

„Brüderchen, merkt euch unsere Adresse, denn ihr habt euch heute um Stellung und Brot geredet; über kurz oder lang schickt man euch uns nach."

„Das weiß ich wohl," erwiderte der andere, „aber ich habe es auch wagen können, eher als irgend einer meiner Kollegen. Denn ich bin getaufter Jude, und da kann ich, wenn man mir an den Kragen will, mich sicher entschuldigen, daß mir ja der rechte Einblick in eure Kirchenlehre noch fehlt, und da wird mir höchstens Kirchenbuße zuerkannt werden und weitere Belehrung über die Vorzüge der alleinseligmachenden Kirche. — Aber ihr habt mich doch vielleicht mißverstanden. Ich glaube von dem allen, was ihr glaubt, nichts. Nein, ich habe nur im Namen des echten und freien Menschentums gesprochen. Und so wie ich, denken Millionen gebildeter Ungläubiger in Rußland über die Stundistenprozesse."

Unerwartet schnell erschienen die Geschworenen wieder und beantworteten die Frage des Gerichts mit „schuldig."

Ein Sturm der Entrüstung brach unter dem Publikum aus. Pfeifen, Zischen, Trampeln, laute Rufe und Verwünschungen ertönten von der Gallerie.

So mußte der Präsident die bereit gehaltenen Gensdarmen hereinrufen lassen, und die Gallerie wurde im Handumdrehen geräumt; denn wie laut man auch eben seinem Unwillen Ausdruck gegeben hatte, ebenso wenig hatte man Lust, sich von den Fäusten der Gensdarmen behandeln zu lassen, und wie leicht konnte einem selbst der Prozeß gemacht werden!

Das Gericht verurteilte Jegor und seinen Schwiegervater zu lebenslänglicher Ansiedelung in Sibirien; falls ihre Familien mitgingen, würde ihnen eine Gegend südlich vom Kaukasus in der Nähe des kaspischen Meeres zum Aufenthalt angewiesen werden.

Die andern Angeklagten kamen leichter davon, sie bekamen drei Jahre respektive fünf Jahre Internierung in einem Städtchen der menschenärmeren Gouvernements des europäischen Rußland, wo sie unter Polizei-Aufsicht sich ihr Brot verdienen durften, aber bei dem leisesten Versuch, ihre gefährliche Lehre wieder auszubreiten, auf immer verschickt werden würden.

Am schwersten traf manchen der Gutsbesitzer der Ausspruch, der in der Verurteilung liegt: Verlust aller Standesrechte.

Revision einzulegen, hatte keinen Zweck; höchstens konnten sie davon Gebrauch machen, ein Gnadengesuch bei Seiner Majestät einzureichen, was denn auch von allen Verurteilten schon vorher beschlossen worden war.

Als Jegor wieder seinen Posten als Kutscher antrat, gab ihm die Frau seines Herrn einen Brief, der inzwischen für ihn hier eingelaufen war. Und das war ihm Trost genug über all den Kummer der ungerechten Verurteilung, denn in dem Briefe stand, daß seine Frau ihm gestern einen gesunden Knaben geboren habe. Da sank er mit Freudenthränen auf die Kniee und dankte Gott, der wohl in die Tiefe führt, aber seine Kinder wunderbar zu trösten weiß.

Fünf Wochen später kam die Entscheidung aus Petersburg zurück, daß Seine Majestät die Bitte abschlägig beschieden habe, und somit war das Schicksal der Stundisten endgültig entschieden. Sie nahmen bei einer heimlichen Zusammenkunft, die Jegor vermitteln konnte, noch zusammen das Abendmahl, versprachen nach Möglichkeit einander zu schreiben und gelobten einander und ihrem Heilande Treue bis zum Grabe.

Wenige Tage darauf wurden Jegor und sein Schwiegervater mit einem andern Gefangenentransport nach Odessa geschickt. Das war ihnen wenigstens ein Trost, daß sie zusammenblieben.

In Odessa sollten sie bleiben, bis ihre Familien nachgekommen wären.

In dieser Zeit bekam der Jude Herschel alle Hände voll zu thun; mußte er doch den Besitz seiner beiden Freunde soviel als möglich in Geld umzusetzen suchen, da die Familien der Verurteilten doch nicht mit Wagenladungen von Betten und Möbeln ausziehen durften.

Zur Erleichterung der weiten Reise, besonders für die Frauen, mußte man reichlich Geld haben, damit die Soldaten, welche dem Transport begleiteten, stets durch gute Trinkgelder bei Laune erhalten würden.

Dann wollte Herschel, wenn der Platz endgültig feststand, wo sie sich niederlassen sollten, von der nächsten Stadt aus durch einen jüdischen Geschäftsmann ihnen allmählich das notwendigste zur häuslichen Einrichtung und zum Ackerbau besorgen.

Das war ein schmerzlich süßes Wiedersehen, das die Gatten im Hofe des Transportgefängnisses zu Odessa feierten, und doch überwog die Freude, wieder geeint zu sein, alles Schwere. Als Liesa Jegor den munteren Säugling mit beiden Armen entgegenstreckte, mußte der stolze Vater doch lachen und das Kind mit Jauchzen an seine Brust drücken. Schwer aber blieb es für die nächsten Wochen, daß man fast keinen Augenblick allein war, sondern stets von den, den Transport begleitenden Soldaten bewacht wurde. Herschel hatte freilich dem Führer dieses Transportes fünfzig Rubel zugesteckt mit dem geheimnisvollen Bedeuten: „Behandelt diese Familien so freundlich als möglich! Es interessieren

sich hochgestellte Personen für sie!“ — aber so manches Demütigende war in ihrer Lage nicht zu umgehen. Zudem wechselten sie noch zwei Mal den Führer. Dennoch bekamen sie keinen Schlag, wie manche andere Gefangene und der alte Müller meinte manches Mal leise zu Jegor: „Wir sind unter der Obhut des Herrn auch hier noch besser aufgehoben, als wir es uns vorgestellt haben.“

Es war eine mühselige Reise von Odessa per Schiff bis Batum, von dort zu Lande über Tiflis nach Sarwan. Und endlich ging es in die kahle Steppe hinaus.

Da führte man die Verurteilten durch ein ebenes, im Sommer fast trockenes Flußbett und sagte ihnen:

„Dieser Fluß ist eure Grenze. Ihr dürft ihn nie überschreiten. Nach Norden und Osten dürft ihr euch diesseit des Flusses nicht zeigen; nach Westen habt ihr eine halbe Tagereise bis zum nächsten Flußbett. Und nach Süden zu habt ihr Spielraum, wenn es euch gelüstet, meinethalb bis zur persischen Grenze. Aber da werdet ihr wohl nicht soweit hinaus wollen, denn je weiter von hier nach Süden, desto näher kommt man den Kurden, die an der persischen Grenze ihr räuberisches Wesen treiben.

Jetzt bekommt ihr noch ein Jahr lang von der Regierung fünfzehn Kopeken auf die Familie täglich, und später müßt ihr selbst für euch sorgen. Es wird das Beste sein, man schickt euch das Geld nicht hierher, denn ihr könnt hier auf eine Tagereise im Umkreise nichts kaufen, denn es wohnt

hier niemand, sondern man schickt euch einmal im Monat für das Geld Brot und Salz hierher.“

Ehe der Beamte das Häuflein Menschen mit ihrem Gepäck in der grausigen Öde zurückließ, fragte ihn noch Jegor:

„Wieviel Land können wir, im Fall wir hier nicht Hungers sterben, denn bebauen?“

Der Beamte lachte und meinte:

„Klettere dem Alten da auf die Schulter und dann schau dich um. Soweit du sehen kannst, das könnt ihr alles behalten. Nach fünf Jahren vielleicht kommt eine Revision von der Regierung, und wenn ihr euch dann ordentlich angesiedelt habt, wird euch all das Land, was ihr bis dahin urbar gemacht habt, gegen eine kleine Steuer lebenslänglich überlassen.“

Kaum waren die Begleiter fort, so ging Jegor an's Werk, aus den mitgebrachten Leintüchern ein notdürftiges Zelt anzufertigen. Wie er sich nach Holz umsah, fand er in dem Flußbett Oleanderbüsche und eine Art niedriger Bachweiden.

Zwischen den kleinen Inseln, auf denen diese Büsche wuchsen, grub man sich eine größere Vertiefung mit den mitgebrachten Spaten aus, um das spärlich fließende Wasser des Flusses darin zu sammeln.

Und nun wurde das erste Abendbrot in der Verbannung gekocht und der erste Abendsegen gehalten.

Dem alten Müller liefen, während er den einundzwanzigsten Psalm vorlas, die Thränen in den weißen Bart, und als er nachher beten wollte, teilte sich die Bewegung allen mit.

Und doch hatte man ein angenehmes Gefühl: man war doch die steten, unangenehmen Wächter der Soldatenbegleitung los.

Fürs erste bestand die Kolonie aus Jegor, seinem Schwiegervater, ihren beiden Frauen und Jegors kleinem Kinde. Man erwartete aber, daß nach einiger Zeit der alte Nelidoff mit der unverheirateten Tochter des Müllers und dessen jüngsten Sohn, der erst sechzehn Jahre alt war, nachkommen würden, und zwar sollten diese einen kleinen Viehtransport von einigen Kühen und Pferden mit Arbeitswagen, Pflug u. s. w. nachbringen.

Am andern Tag suchte Jegor die passendste Stelle für das neu anzulegende Dorf aus und begann die jetzt notwendigste Arbeit, ein paar kleine, niedere Erdhütten aufzurichten.

Am Abend dieses Tages sah man in der Richtung von der Stadt her eine Staubwolke näher kommen. Die Frauen ängstigten sich, was das wohl wieder sein könne.

Wie es näher kam, war es ein offener Wagen, mit drei Pferden bespannt, in dem ein Jude aus Sarwan der nächsten Stadt, saß, den Herschel instruiert hatte, Teppiche,

Decken, Kissen und Lebensmittel, sowie allerlei Arbeitsgerät und ein paar Flinten mit Zubehör den Verbannten zu bringen.

Die Freude war groß, denn in ihrer Lage war eben jede Kleinigkeit viel wert; durften sie doch selbst nicht einmal in die Stadt, um Einkäufe zu machen. So sah man doch vor Augen, daß der Herr sie nicht verlassen und auch hier für sie sorgen würde.

Damit es nie an Wasser fehlen könne, beschloß Jegor, quer durch den Fluß einen Damm zu errichten.

Außerdem suchte er an verschiedenen Stellen des etwa zwanzig Meter breiten Flußbettes die kleinen zerstreuten Grasplätze auf, wo trotz der Sommerhitze noch frisches Grün zu sehen war und mähte jeden Morgen ein paar Stunden lang, um für das nächstens zu erwartende Vieh Futter zu haben.

Der Müller schnitt Rohr am Ufer, um die Hütten zu decken, und die Frauen halfen so gut sie konnten beim Einsammeln von Brennmaterial für den Winter, denn sie konnten ja noch nicht wissen, wie streng derselbe hier würde.

Bald kam denn auch der erwartete Nachzug, und man hatte mit seinem Vieh und der Zurüstung eines Stückes Acker- und Gemüselandes genug zu thun.

Der Bote der Regierung, der alle Monate herauskam, um den Zuschuß zum Unterhalt abzuliefern, konnte sich nicht

genug darüber wundern, wo diese Leute das alles so schnell herbekommen hatten; sie aber dankten Gott für alles und fanden sich in der Liebe zu ihrem Meister und untereinander glücklich, trotz all der Schwierigkeiten ihrer äußern Lage.

Zwölftes Kapitel.

Drei Jahre waren ins Land gegangen, seit Jegor den Anfang zum Stundistendorf Nadeschdino („Hoffnungsthal") gelegt hatte. Wiederholt waren im Laufe dieser Zeit nach ihnen verschickte Stundisten aus andern Gouvernements hierher gekommen und hatten Gott gedankt, hier Unterkunft bei Glaubensgenossen finden zu können. Dadurch waren die Arbeitskräfte gewachsen, und das Ganze machte mit seinem Dutzend Hütten schon einen wohnlichen Eindruck.

Nur eine Sorge war es, die Jegor, den Leiter des Ganzen, manchmal beschlich: wie soll es gehen, wenn seines Schwiegervaters und sein Vermögen aufgebraucht sein würde? Denn die meisten der Ankömmlinge brachten weder Geld mit, noch hatten sie dafür Sorge tragen können, daß andere es ihnen nachschickten; sie waren um ihren ganzen Besitz gekommen, und Jegor mußte ihnen das Holz zum Bau

ihrer Hütten und den Lebensunterhalt des ersten Jahres vorstrecken. Wenn es nicht irgendwie ein Mittel gab, um von den Erträgen ihres Ackerbaues auch etwas zu verkaufen, mußte über kurz oder lang eine große Schwierigkeit eintreten, denn wenn man auch das Notwendigste an Nahrungsmitteln, mit Ausnahme von Thee, Zucker, Salz sich hier schaffen konnte, so blieben doch nicht unerhebliche Ausgaben übrig für Holz, Eisen, Werkzeuge, Stricke, die sich dann später gar nicht mehr erschwingen lassen würden, denn es durfte ja niemand von ihnen über den Fluß zurück, um etwa in der Stadt etwas zu verkaufen.

So lange sie mit Geld versehen waren, kam jener Jude immer wieder zu ihnen, um Einkäufe für sie zu besorgen. Wie aber sollte man es einrichten, um ihm etwa Wagenladungen voll Weizen, Hafer oder Gemüse für die Stadt mitzugeben?

Dabei wuchs die Kolonie, und grade die ersten Jahre kostete es um der Einrichtung willen sehr viel.

Eine andere Schwierigkeit bildete das Wasser. Wohl hatten sie einen Damm mit einer Schleuße durch den Fluß gezogen. Wenn es aber oberhalb in den Ausläufern des Kaukasus heftig geregnet hatte, und auch wirklich eine Menge Wasser ankam, so war dasselbe, wahrscheinlich durch die Beschaffenheit der Schluchten, aus denen es zusammenlief, so kalkhaltig und schmutzig, daß Tage vergingen, bis die Menschen es genießen konnten. Hatte es aber wieder

viele Wochen nicht geregnet, dann bekam das stillstehende Wasser einen üblen Geruch und wurde selbst der Gesundheit gefährlich, ſso daß man es nur gekocht zu genießen wagte. Im letzten Sommer war ihr ganzer See, den sie durch den Damm gebildet hatten, durch lang anhaltende Dürre in einen häßlichen Sumpf verwandelt, so daß selbst das Vieh wochenlang Not litt.

So war es denn kein Wunder, daß der Plan Jegors, einen Brunnen zu graben, wie er ihn unter ähnlichen Verhältnissen als Knecht in der Krim hatte graben helfen, immer mehr Raum bei ihnen gewann, und so wurde denn beschlossen, wenn das Feld für die Wintersaat bestellt sei, und man monatelang draußen wenig zu thun hatte, an einer geeigneten Stelle, wo sich das untere Ende des Dorfes befand, es mit dem Brunnengraben zu versuchen.

Doch ehe es dazu kam, machte die kleine Kolonie noch eine Probe durch, ob sie ihres Meisters Grundsätze auch in das Leben zu übertragen imstande sei.

Es war ein heftiger Herbststurm, der über die Steppe brauste und die lose Erde ähnlich behandelte, wie in nordischen Gegenden den Winterschnee. Ein paar Fuß hoch wirbelte schwarze Erde durch die Luft, die bloßen Theile des Körpers brannten empfindlich durch die gegen sie geschleuderte Erde, und an den Häusern, Bäumen und Sträuchern türmte sich an einem Nachmittag ein ganzer Berg feiner schwarzer Erde auf. Das Vieh kam brüllend von der Weide zurück und

barg sich im Schutz der Häuser und Ställe, so daß man es unter Dach und Fach bringen mußte. Dabei war einem das Atmen erschwert und die Bewegung im Freien eine Qual. Niemand wollte draußen etwas zu thun haben, und darum ließ Jegor auf diesen Abend eine Bibelstunde in der Versammlungsstube ansagen, die neben der Hütte des Müllers gebaut worden war.

Wie sie eben gesungen hatten und einer das Gebet gesprochen, hörte man draußen heftig die Hunde anschlagen. Ein halbwüchsiger Knabe, den man geschickt hatte, um nachzusehen, was da sei, — denn bis jetzt war nie ein Fremder zu dieser einsamen Ansiedlung verschlagen worden, — kam schreckensbleich zurück und rief:

„Die Kurden sind da!"

Alles sprang auf, und manche der Frauen schrieen vor Schrecken.

Als Jegor hinaustrat, sah er zwei Reiter vor dem Hause halten, kleine, magere Pferde, die offenbar übermüdet die Köpfe hängen ließen, und darauf saßen zwei Männer, deren Antlitz vom langen Ritt in diesem Wetter schwarz geworden und darum noch unheimlicher als wohl sonst aussah. Sie hatten hohe, spitze, zottige Mützen, und einen Karabiner an der Schulter, in der rechten Hand die lange Lanze mit eiserner Spitze.

Wie erstaunt war aber Jegor, als die Leute die Lanzenspitze zu Boden senkten, und mit angstvoller Miene in

gebrochenem Russisch um Schutz baten; sie seien verfolgt von Kosacken, abgeschnitten von den ihrigen und könnten bei dem Wetter nicht mehr weiter.

Der Russe ist an und für sich gastfrei, und wenn auch das Räubervolk der Kurden mit der russischen Grenzbevölkerung immer in blutiger Fehde liegt, und so manche schauerliche Blutthat von ihnen erzählt wird, wäre es doch unbarmherzig gewesen, die Flehenden in diesem Fall abzuweisen.

Nach kurzer Beratung nahm man die Fremdlinge auf, gab ihnen Unterkunft für die Pferde und Wasser für sich zum Waschen, setzte ihnen dann Essen und Trinken vor und wies ihnen eine Kammer zur Nachtruhe an.

Dann aber wurde in der Versammlung darüber beraten, was zu geschehen hätte, wenn die verfolgenden Kosacken etwa herkämen und die Flüchtlinge suchten.

Ein Stundist meinte:

„Ach was! Uns hat der russische Staat gottlos und ungerecht genug behandelt; wir haben auf die Kosacken wahrhaftig keine Rücksicht zu nehmen und wollen darum uns getrost auf die Seite der Kurden stellen."

„Und doch ist es für die Sicherheit unserer kleinen Kolonie besser, man liefert die Kurden aus, oder, wenn die Kosacken nicht kommen, bindet man sie und führt sie selbst nächstens zur Stadt, denn sonst erwächst für unsern ungeschützten Ort die andere Gefahr, daß diese Leute, die hier

doch allerlei zu rauben fänden, nach Hause kommen und dort erzählen, was es hier alles giebt, und dann kommt nächstens uns die ganze Bande auf den Hals.“

Der Müller aber schüttelte den Kopf und meinte:

„Kinder, wir müssen in solchen Fragen immer nur die Aufgabe des nächsten Augenblicks im Auge haben. Jetzt eben sind diese Leute im Unwetter unserer Hülfe und unsers Schutzes bedürftig, und darum nehmen wir sie auf. Sollten die Kosacken ihnen auf der Spur sein, so haben sie bei der hereinbrechenden Dunkelheit und dem furchtbaren Erdtreiben ihre Spur verloren und kommen frühestens morgen am Tage hierher. Bis dahin sind die Kurden ausgeruht und können längst wieder fort sein. Sie gefangen nehmen und den russischen Behörden überliefern, ist nicht unsere Aufgabe, denn was wissen wir, ob grade diese zwei Männer sich irgend etwas haben zu Schulden kommen lassen, und wer hat uns zum Richter über sie gesetzt? Mir ist ein ganz anderer Gedanke gekommen: wir wollen für sie beten und sie so freundlich als möglich entlassen, damit sie ihren heidnischen Stammesgenossen nur gutes von uns berichten. Der Gott, der uns bisher vor ihren Überfällen bewahrt hat, kann das ja auch ferner thun. Ja, in seiner Hand könnte solch eine Bekanntschaft noch eine andere Folge haben. Da sie doch etwas russisch verstehen, könnten wir ihnen zu einem Licht werden und geistlichen Segen unter diesen rohen Leuten verbreiten.“

Jegor stimmte ihm zu, und dabei blieb es.

Zum Glück kamen die Kosacken nicht, und als am andern Morgen der Wind sich gelegt hatte, entließ man die Fremdlinge, mit Mundvorrat auf einen Tag versehen, auf das freundlichste.

Sie neigten sich bis auf die Erde, nahmen Erde zum Zeichen des Schwures in den Mund und versicherten:

„Ihr seid unsere Freunde. Kusun Aga, unser Scheich, wird euch dafür belohnen, daß ihr Gutes an uns gethan habt.“

Dann schwenkten sie die Lanzen über dem Haupt und sprengten in Windeseile der Wüste zu.

Wochen und Monate gingen darüber hin, ohne daß man etwas von ihnen gehört hätte.

Da kam eines Tages eine Schar von etwa dreißig Kurden angeritten, die einige ledige Pferde mit sich führten. An ihrer Spitze ritt einer von den beiden, die man damals beherbergt hatte. Sie brachten einige wertvolle Felle und einen kunstvoll verzierten Sattel zum Geschenk und erklärten, ihr Scheich wolle Freundschaft machen mit diesen Leuten und lade daher einige von ihnen ein, zu ihm zu kommen; eine starke Tagereise von hier stünde jetzt eben ihr Aul.

Manche der Russen waren bestürzt und fürchteten, etwa als Gefangene dort behalten zu werden. Der Müller und Jegor beruhigten sie aber und waren sofort entschlossen, die Reise zu unternehmen.

Nach einigen Stunden ritten sie wirklich mit der kriegerischen Schar ab.

In der Zeltstadt der Kurden wurden sie auf das freundlichste empfangen und bewirtet, und der alte Scheich Kusun Aga hatte großes Wohlgefallen an dem greisen Stundisten. Da sich nun unter den Kurden einer fand, der gut russisch verstand und als Führer bei verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen mehr Intelligenz und Weltkenntnis gewonnen hatte, als die andern, spielte er einen ganz vorzüglichen Dolmetscher, und Jegor sowohl als sein Schwiegervater konnten mehrstündige Predigten über das Heil in Christo vor dem Völklein halten. Satz für Satz wurde getreu verdolmetscht, und in den Unterhaltungen, die sich an diese Predigten knüpften, merkten die beiden Stundisten sehr bald, daß Jesus, den diese Mohamedaner Issa nannten, ihnen keineswegs fremd war, nur waren natürlich ihre Vorstellungen von Issa sehr dürftig und schief.

Aber mit leuchtenden Augen sagte der Scheich:

„Jeder von uns weiß, daß Issa ein Prophet Gottes war, und wenn Mohamed wiederkommen wird, dann werden alle wahren Anhänger Issas, wie ihr zum Beispiel, mit uns vereinigt werden und den großen Krieg gegen die Ungläubigen auf allen Straßen der Welt führen. Auch lehrt man bei uns, daß Issa aus seinem Grabe, das neben dem Grabe des Propheten Mohamed liegt, aufstehen wird und all den Christen sagen werde, daß Mohamed der größere Prophet

sei. Dann werden die Feinde Issas ihn totschlagen, und er wird in dem leeren Grabe, das man eben in Mekka zeigt, beerdigt werden, und dann wird Mohamed auch als sein Rächer durch die Welt ziehen.“

Das Ende ihrer freundschaftlichen Unterhaltung war, daß die Kurden abmachten, sie wollten dafür sorgen, daß alle ihre Stammesgenossen auf zehn Tagereisen im Umkreis es erführen, daß sie Freunde der Hoffnungsthaler Russen geworden seien, dann würde ihnen niemand etwas anhaben. Und wenn Jegor darauf einging, könnte folgender Tauschhandel eingerichtet werden: sie wollten alle Jahre, nachdem die Russen ihre Ernte beendigt, hinkommen und von ihnen Getreide kaufen. Da aber die Wüstensöhne meist auch nicht über baar Geld verfügten, wollten sie ihnen als Ersatz junge Pferde oder getrocknete Rosinen bringen, die sie etwas weiter südlich in großer Menge spottbillig bekommen könnten. Außerdem aber sollte Jegor oder der alte weißhaarige Lehrer einmal im Jahr zu ihnen kommen, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen.

Mit dankbarem Herzen kehrten die beiden Abgesandten wieder heim und wurden nach der viertägigen Abwesenheit mit Jubel empfangen.

Als man jetzt mit Ernst an die Brunnenarbeit ging, machte man eine neue Entdeckung, die der Kolonie eine ungeahnte Hülfe im irdischen sein sollte.

Sie stießen nämlich, nachdem sie eine Lehmschicht von mehreren Metern durchgraben hatten, auf Muschelkalk. Derselbe ist, wenn er eben aus der Erde gegraben wird, ein weicher, bräunlicher Stein, der voll Versteinerungen und Muschelresten steckt. Mit einem scharfen Spaten oder einer breitgezahnten Blocksäge läßt er sich in großen Stücken bequem zerlegen und herausheben. Kaum aber liegt er einige Wochen den Sonnenstrahlen und der Luft ausgesetzt, so wird er härter und weißer, so daß er nach wenigen Monaten das vorzüglichste Baumaterial abgiebt.

Als die andern Mitarbeiter auf den Muschelkalk stießen, ließen sie verzagt die Spaten sinken. Jegor aber kannte ihn aus der Zeit seines Aufenthaltes in der Krim und sagte mit großer Bewegung:

„Danket Gott, Kinder, jetzt sind wir aus aller Not. Wenn dieses Muschelsteinlager groß genug ist, können wir nicht nur für unser Dorf uns soviel Steine schneiden, daß wir alle in stattlichen Häusern wohnen werden, sondern das giebt sofort einen Handel mit der Stadt."

In der Folge zeigte sich, daß die Schicht etwa zwölf Meter dick war und sich den ganzen Uferrand entlang zog, kein Mensch wußte, wie weit.

Nachdem der Brunnen endlich in Ordnung war und gesundes Wasser in hinlänglicher Menge für das ganze Dorf lieferte, ging man daran, Steine auszusägen und aufzuschichten.

Jetzt hatten doch alle arbeitsfrohen Hände für den sonst so stillen Winter genug zu thun.

Im nächsten Frühjahr wurden mit diesem vorzüglichen Material neue Häuser gebaut; die Zäune und Ställe damit in Ordnung gebracht, und damit etwa vorüber kommende Russen es gleich merkten, was man hier haben könne, wurde ein meterhohes Geländer an dem Damm angebracht.

Durch den Juden, der ab und zu noch Nachrichten und Geldsendungen von Herschel vermittelte, ließ sich Jegor auch einige Tagelöhner und die entsprechenden Sägen verschaffen und bat ihn, er möchte doch in der Stadt darauf aufmerksam machen, daß hier solche Steine zum Verkauf fertig stünden.

Wirklich kam nach einigen Wochen ein armenischer Bauunternehmer heraus, besah sich die Steine und machte eine größere Bestellung, wobei freilich der Transport, den die Stundisten, ihrer besondern Lage halber, nicht mit ihrem Fuhrwerk und ihren Leuten übernehmen durften, über die Hälfte des Kaufpreises verschlang. Dennoch war man Gott dem Herrn dankbar für diese zwei Wege: die Beziehungen zu den Kurden und diese neue Einnahmequelle aus den Steinen.

Wenige Monate später erlebten Jegor und sein Schwiegervater noch eine große Freude. Mit einem größeren Trupp von Stundisten, die wieder hierhergeschickt wurden, es waren etwa fünfzehn Familien, kam auch ihr alter Freund, der Jude Herschel an.

Nach herzlichen Umarmungen erzählte er, es ginge jetzt in Rußland so schlecht, daß er alle Lust am weiteren Verdienen verloren hätte; er sei jetzt hergekommen, um zu hören, ob man ihn nicht hier besser brauchen könne.

Der Müller lachte und meinte:

„Erstens mußt du dich hier bekehren, denn wir leben hier streng nach dem Evangelium, und zweitens kannst du nicht daran denken, hier eine Schnapsschenke einzurichten."

„Bekehren will ich mich, das ist mein Hauptgrund, warum ich komme, und ich meine, es wird hier doch auch ohne Schnaps für mich etwas zu thun geben."

„Gewiß," sagte Jegor freudig. „Bleibe nur da; du sollst unser Kaufmann werden. Wir andern haben weder die Möglichkeit, noch auch recht das Verständnis, den Steinhandel oder den Verkauf der Pferde und Rosinen von den Kurden in die Hand zu nehmen. Wir wollen das Wort verkündigen, wir wollen unsere Gärten und Felder in einen immer bessern Stand bringen. Alle Arbeitskräfte, die man nicht für die Hauswirtschaft braucht, werden dir für den Steinbruch zur Verfügung gestellt; du übernimmst den Transport in die Stadt selbst, und unserm Vieh sieht man es ja nicht an, daß es den Stundisten gehört. Und der Reinertrag wird unter uns alle, einerlei, wieviel einer hat mitarbeiten können, gleich geteilt, so daß, wenn es wirklich Gottes Wille wäre, uns noch einmal die Rückkehr in die Heimat zu gestatten, wir dort nicht noch einmal schier wie

die Bettler anzufangen brauchen. — Außerdem kommen ja immer wieder neue Stundisten in diese Gegend, und die meisten sind auf unsere Hülfe angewiesen."

Der Müller aber nahm seine Kappe von den schneeweißen Haaren und sagte feierlich:

„Der Herr bringt alles in Ordnung, er sorgt für uns, die wir unsere Heimat um seinetwillen aufgegeben haben, wie ein reicher Vater. Er läßt uns hier ungestört das Wort lesen und brauchen. Und wie er uns schon für die Kurden zum Segen gesetzt hat, so, ich bin es sicher, wird er es noch mehr thun für die Russen, die doch allmählich auch diese Gegend zu bewohnen berufen sind. Und wir dürfen mit Loben und Danken es einsehen, daß, wo wir sind, der Herr uns braucht als Salz der Erde."

Verlag von E. Ungleich, Leipzig.

Werke von Ernst Schrill (Pastor S. Keller):

Mein Fremdenbuch.

Erinnerungen aus Rußland. geb. 1,50.

Ein' Fahrenhöft.

Erzählung. 2. Auflage. 2,50, geb. 3,50.

Zweimal gestorben.

Novelle aus dem russischen Leben. 3,50, geb. 4,50.

Sein Erbe.

Roman aus dem russischen Leben. 5,—, geb. 6,—.

Aus Rußlands Steppen.

Christliche Erzählungen. 3,50, geb. 4,50.

Natschalniza.

Roman aus dem russ. Leben der Gegenwart. 2,50, geb. 3,50.

Steppenbilder und Steppenleute.

3,50, geb. 4,50.

Heimwärts.

Erzählungen. 1,80, geb. 2,70.

Unter den neueren Schriftstellern ist Schrill der begabtesten einer, wenn nicht der begabteste überhaupt. Er versteht wie kein anderer zu schildern und zu beleben, zu fesseln und zu packen. Es hat alles Fleisch und Blut bei ihm, es lebt und handelt, es steht leibhaftig vor den Augen der Leser. Wer eine Erzählung gelesen hat, wird sofort zu den andern greifen.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).